

***Ich bin der Weinstock,  
ihr seid die Reben  
(Joh. 15,5)***

**60 Jahre Diakonissenmutterhaus Ariel  
(Zöcklersche Anstalten)  
in Göttingen-Weende –  
Rückblick und Ausblick**

Impressum:

Herausgeber: Fliedner-Kulturstiftung Kaiserswerth

Redaktion: Dr. Norbert Friedrich, Dr. Reinhard Lieske,  
Bettina Zöckler

Gestaltung: Achim Hinz, Linda Chung

Umschlag: Achim Hinz

Druck: Service Druck, Neuss

Wir danken den Freunden und Förderern des Mutterhauses für die Finanzierung dieser Broschüre

© Fliedner-Kulturstiftung Kaiserswerth

ISBN

**Die Titelseite enthält 3 Symbole aus der Geschichte des Mutterhauses**

Grußwort von Eckhard Gorka, 5  
Landessuperintendent des Sprengels Hildesheim-Göttingen

Grußwort von Friedrich Selter, 6  
Superintendent Evangelisch-luth. Kirchenkreis Göttingen

Grußwort von Christofer und Bettina Zöckler 7

Grußwort von Anke Well, 9  
Pastorin und Vorsitzende des Diakonissenmutterhauses Ariel

Dr. Norbert Friedrich, 11  
Kaiserswerth, Stanislaw und Göttingen

Pfarrer i. R Dr. Reinhard Lieske, 13  
Von Stanislaw nach Göttingen-Weende  
Aus der Geschichte des Diakonissenmutterhauses Ariel  
Theodor Zöckler und die Gründung der „Zöcklerschen Anstalten“ in Stanislaw / Galizien  
Die Aussiedlung aus Stanislaw und die Zwischenstation in Wolfenhagen  
Zuflucht in Stade und die Suche nach einem neuen Mutterhaus  
Der Ruf nach Weende – Anspruch und Wirklichkeit  
Vom Einfluss des Diakonissenmutterhauses Ariel  
auf das kirchliche Leben in der Region von Süd-Hannover

- 37 Schwester Maria Ankermann  
Aus dem Innenleben des Diakonissenmutterhauses Ariel
- 40 Anmerkungen
- 48 Lebenslauf von Martin Konrad Zöckler
- 50 Christofer Zöckler,  
Ein persönliches Wort:  
Martin Zöckler, die Diakonissen und wir Söhne
- 52 Bildnachweise

In der Kapelle des Evangelischen Krankenhauses Göttingen-Weende  
findet sich auf einer Tafel ein einprägsamer Satz:  
**„Unsere Ungelegenheiten sind Gottes Gelegenheiten.“**



Mit diesen wenigen Worten wird nicht nur die Lebenshaltung Theodor Zöcklers, an den die Gedenktafel erinnert, prägnant beschrieben. Man kann sie auch als ein Motto über die Geschichte des Diakonissenmutterhauses Ariel schreiben, die Ende des 19. Jahrhunderts im fernen Galizien ihren Anfang genommen hat. Es ist ein nicht nur geographisch weiter Weg von der Gründung eines Kinderheimes und des Diakonissenmutterhauses in Stanislaw durch Theodor Zöckler bis zur Umsiedlung des Diakonissenmutterhauses Ariel nach Göttingen. Zu diesem Weg gehören nicht nur die Stationen Stanislaw, Wolfshagen, Stade und schließlich Göttingen-Weende.

Der zeitliche Bogen umspannt auch zwei Weltkriege, erzwungene und freiwillige Umzüge – und vor allem immer wieder Neuanfänge.

Die vorliegende Festschrift aus Anlass des 60jährigen Jubiläums der Zöcklerschen Anstalten ist eine Lektüre, die einen gefangen nehmen kann. Und das nicht etwa deshalb, weil hier einfach noch eine weitere der gerade in unserer Zeit so begehrten Erfolgsgeschichten beschrieben ist. Sondern weil hier sehr realistisch geschildert wird, mit welchen „Ungelegenheiten“ sich die Verantwortlichen unterwegs auseinandersetzen mussten, ja, geradezu zu kämpfen hatten. Da gibt es keine von Anfang an strategisch geplante Entwicklung und da präsentieren sich keine Erfolgs- oder gar Siegertypen. Vielmehr finden sich Ab- und Umbrüche, Verlust und Niederlagen, aber eben auch immer wieder Aufbrüche. Der letzte dieser Neuanfänge ist die Gründung des Hospizes an der Lutter, das 1997 eröffnet worden ist.

„Unsere Ungelegenheiten sind Gottes Gelegenheiten“, dieser Satz ist kein „Mission-Statement“, mit dem man ein Unternehmen werbetreibend präsentieren könnte. Er ist aber auch nicht einfach eine fromme Behauptung.

„Unsere Ungelegenheiten sind Gottes Gelegenheiten“, das ist ein Hoffnungssatz, der aus Erfahrungen erwachsen ist: Erfahrungen – wie die Geschichte des Mutterhauses Ariel – im Glauben an einen mitgehenden Gott gedeutet.

Das Wort aus der Kapelle des Weender Krankenhauses weist über die Menschen, die sich im Dienst für den jeweiligen Nächsten – angefangen von den Waisenkindern in Stanislaw bis hin zu den Gästen des Hospizes an der Lutter – eingesetzt haben und bis heute engagieren, hinaus. Es verweist auf eine Dimension, die in diesem Einsatz von Menschen aufzuspüren ist. Sie ist in den menschlichen Erfahrungen verborgen und zugleich wirksam und tragend: Gottes heilsame Gegenwart, die stärkt und ermutigt, Vertrauen wachsen und immer wieder Liebe aufblühen, Hoffnung aufkeimen lässt. Damit dies geschehen kann, braucht es nicht mehr als Menschen, die sich für Gott und seine Gelegenheiten offen halten.

Im Vertrauen auf die gute Gegenwart Gottes darf man auch für die Zukunft der Zöcklerschen Anstalten in Gestalt des Hospizes an der Lutter Gutes erhoffen und erbitten. Ich wünsche dazu allen, die an diesem Ort mitarbeiten und Verantwortung tragen, Gottes Segen – und den Blick für Gottes Gelegenheiten.

**Eckhard Gorka**  
Landessuperintendent des Sprengels  
Hildesheim-Göttingen

## Drei Gründe zum Staunen und drei notwendige Eigenschaften für Kirche und Diakonie heute: **Pioniergeist, Mut und Gottvertrauen**



Die Lektüre dieses Bandes über die Geschichte der „Zöcklerschen Anstalten, Diakonissenmutterhaus Ariel“ hat mich sehr bewegt. Zum Einen hat dies damit zu tun, dass unsere alte Trauzeugin eine der letzten Frauen war, die im Diakonissenmutterhaus Ariel in den letzten Wochen ihres Lebens bis auf ihr Sterbebett von Diakonieschwestern liebevoll gepflegt und umsorgt wurde. Das liegt andererseits aber auch an der schier unglaublichen Geschichte dieser Einrichtung, die hier spannend dargeboten wird. Immerhin, so kann man erfahren, liegt die Wurzel vor 115 Jahren im fernen Galizien in Stanislaw. Dort gründete Theodor Zöckler mit seiner Frau Lillie ein Kinderheim. In der Folge . . . aber das müssen Sie selber lesen.

Aber drei Gründe, die mich bei der Lektüre das Staunen lehren, nenne ich Ihnen gerne: Erstens der große Pioniergeist Theodor Zöcklers und seiner Frau. Natürlich fällt den beiden auch manches zu. Da kommt zur rechten Zeit eine beträchtliche Erbschaft, ein guter Freund schürft eine Ölquelle usw. Aber das Ehepaar und ihre Mitstreiter machen dann auch das Richtige daraus! Zweitens die mutige Bereitschaft aufzubrechen, wenn es die Geschichte erfordert, und an

völlig anderem Orte neu anzufangen – nicht nur einmal, sondern dreimal! Und drittens ein Gottvertrauen, das auch in den widrigsten Zeiten auf Gottes Segen baut, getreu dem Motto: „Denn ohne mich könnt ihr nichts tun.“ (Joh 15, 5)

Pioniergeist, Mut und Gottvertrauen sind die herausragenden Eigenschaften der Menschen, die uns in der Geschichte dieses Werkes begegnen. Und diese Eigenschaften haben wir heute bitter nötig. Denn unsere Kirche und Diakonie ist allenthalben unter großen finanziellen Druck geraten, sodass wir eher damit beschäftigt sind, abzubauen anstatt aufzubauen, zu reduzieren anstatt Neues zu wagen. Darum ist den Herausgebern und Verfassern dieses Bändchens für ihre Arbeit nicht genug zu danken. So können auch wir hinter der bewegten Geschichte des Hauses „die Hand Gottes erkennen“ und darin Mut und Zuversicht für eigenes Gestalten und Tun finden. Dem Diakonissenmutterhaus Ariel und allem, was inzwischen an Neuem daraus erwachsen ist, wünsche ich zugleich Gottes Segen.

**Friedrich Selter, Superintendent  
Evangelisch-luth. Kirchenkreis Göttingen**

## Sechzig Jahre Zöcklersche Anstalten in Weende – was soll da gefeiert werden?

### Geschichtsphilosophische Vorüberlegungen



Bisweilen wandelt die Geschichte auf seltsamen Pfaden. Eigentlich „wandelt“ sie überhaupt nur selten gemächlich, oft galoppiert sie und vollführt halsbrecherische Sprünge. Nach Hegel wehrt in ihr ein gegebenes Alter „konservativer“ Zustand sich so lange gegen die ihm entgegengesetzten, ihn bekämpfenden und zersetzenden Bestrebungen der „Neuerer“, bis diese ihn stürzen. Nun kommt es nicht einfach zur Ersetzung des Alten durch das Neue, sondern es entsteht ein Drittes (Hegel nennt es die Synthese), in dem wichtige Elemente beider Seiten, wie z.B. Tugenden und Wertvorstellungen sich durchdringen und dabei – wie Hegel sagt - im dreifachen Wortsinn „aufgehoben“ werden.

### Erfolgsgeschichte des Scheiterns und Scheitern der Erfolgsgeschichte

Sie werden sich fragen, warum wir die Geschichtsphilosophie bemühen, anstatt aus Sicht der Familie Zöckler ein Vorwort zur 60-jährigen Geschichte der „Zöcklerschen Anstalten“ in Göttingen zu schreiben? Ganz einfach deshalb, weil es uns schwer fällt, eine auch nur annähernd gradlinige Entwicklung auszumachen, die zu diesem Jubiläum hinführt. Und auch deshalb, weil auf den ersten Blick die Zöcklerschen Anstalten eher die Geschichte vielfältigen Scheiterns darstellen. Während jedoch das Scheitern Theodor Zöcklers und „seiner“ ehemals Stanislawer Anstalten auf die Politik des national-

sozialistischen Deutschlands und die Kriegereignisse zurückgeführt werden kann, begriff Martin Zöckler das Scheitern des Mutterhauses (jedenfalls was den Fortbestand als Diakonissenhaus betraf; mit „Scheitern“ ist hier nicht sein und der Diakonissen segensreiches Wirken am Krankenbett gemeint) überwiegend als persönliches Versagen angesichts der Herausforderungen einer neuen Zeit. Dann aber ein großer Erfolg: das Entstehen des Hospizes an der Lutter in den Räumen des ehemaligen Diakonissenmutterhauses. Dies hat nun aber, wie es scheint, so gut wie nichts mehr mit dem Wirken der Zöcklerschen Anstalten zu tun. Also, was gibt es aus Anlass der 60. Wiederkehr des Einzugs des Diakonissenmutterhauses Ariel in die zum Evangelischen Krankenhaus umfunktionierten Weender Kasernen zu feiern?

Um es kurz vorweg zu sagen: Die Gründung des Hospizes erfolgte aus einer Glaubenshaltung heraus, aus der auch Theodor und Lillie Zöckler sich dem selbstempfundenen Auftrag stellten, die notleidenden Kinder in Stanislaw in ihr Pfarrhaus aufzunehmen. Einmal angefangen, konnten sie sich der ständigen Ausweitung der Aufgaben nicht entziehen. Es musste gehandelt werden. Und so entstand aus einer immanenten Zwangsläufigkeit heraus das, was man bald als das „Bethel des Ostens“ bezeichnete. Dass sich dieser Geist der Stanislawer Anfänge – trotz mancher historischer Um- und Irrwege – bis in die heutige Hospizarbeit fortgesetzt und bewährt hat, davon wird in diesem Buch berichtet. Diese Geschichte zeigt, dass Arbeit in der Nachfolge Christi nur selten von Siegerfiguren erbracht wird. Oft ist es der richtigere Weg, Verlust, Scheitern und Niederlagen bewusst auf sich zu nehmen, um die Wege der Menschen in die von Gott gewiesene Zukunft offen zu halten.

So gesehen ist es keine Frage von „Scheitern“ oder „Erfolg“, wenn wir heute dieses Jubiläum feiern. Vielmehr hat sich aus der

Arbeit der Diakonissen die Hinwendung zur Hospizarbeit in einem historisch wenig gradlinigen, aber immer am Geist Christi orientierten Verlauf ergeben. Dies lässt uns – trotz allem – am heutigen Jubiläum sowohl dankbar zurück- als auch hoffnungsvoll in die Zukunft blicken.

### Zur Vorgeschichte der heutigen Jubiläumsfeier

Eher zufällig sind wir dazu gekommen, uns mit der 60-jährigen Geschichte des Mutterhauses zu beschäftigen. Bei einem Besuch in Weende wurde ich, Christofer Zöckler, im Mutterhaus aufgewachsen, darauf aufmerksam gemacht, dass dort noch ein großer Schrank mit Unterlagen meines Vaters Martin stand. Der musste gesichtet werden. Dazu fand sich eine geeignete Mitstreiterin in Gestalt der Tochter meines ältesten Bruders Hanstheodor. Ich, Bettina Zöckler, habe lange Jahre sowohl in der evangelischen Auslandsdiaspora als auch in der diakonischen Arbeit der Fritz-Fliedner-Stiftung in Madrid gewirkt. Ich habe glückliche Kindheitserinnerungen an das Mutterhaus mit seinen Diakonissen sowie meinen Urgroß- und Großeltern, die ich oft besuchte.

Wir beschlossen, über den Weender Schrank hinaus auch all das zu sichten, was in den Kellern und Dachböden der Familie noch an vielfältigen Dokumenten und Objekten, die Geschichte der Zöcklerschen Anstalten betreffend, zu finden war. Die Leiterin des Hospizes, Pastorin Anke Well, von der Bedeutung dieser Arbeit von Anfang an überzeugt, förderte das Unternehmen nicht nur durch Zuspruch und Ermunterung, sondern auch, indem sie geeignete Räume für die archivarische Auswertung des Materials zur Verfügung stellte. Pastor i.R. Dr. Reinhard Lieske, ehrenamtlicher Mitarbeiter des Hospizes, gesellte sich hinzu und war sofort von den Materialien fasziniert. Als Grundlage aller weiteren Arbeit müsse – so forderte er – ein Leitfaden der Geschichte des Diakonissenmutterhauses Ariel erstellt werden – und

schrrieb ihn gleich selbst, wer sonst hätte es gemacht? Ferner müsse die Bedeutung der Vorgeschichte des Hospizes in der Göttinger Öffentlichkeit publik gemacht werden, um dem fortschreitenden Vergessen entgegen zu wirken. Die Idee einer Jubiläumsfeier war geboren.

Die dazugehörige Festschrift liegt nun vor Ihnen – und Sie wissen auch, was Bettina und Christofer Zöckler mit diesem Grußwort sagen wollen: Wir sind der Meinung, die 120-jährige Geschichte der Zöcklerschen Anstalten sei im dreifachen Sinne des Wortes nach Hegel „aufzuheben“, so wie es hier und heute im Hospiz geschieht. Aber im Sinne der diakonischen Tradition dieser Anstalten wissen wir auch, dass eine Meinung zu haben viel ist; entscheidend aber ist, dann auch so zu handeln! Wir danken allen, die uns dabei bisher unterstützt haben, und widmen unser Vorhaben der Festigung und dem weiteren Ausbau des „Hospiz an der Lutter, ehemals Zöcklersche Anstalten e.V.“

### Bettina Zöckler / Christofer Zöckler



Mit der vorliegenden Festschrift erinnern wir sowohl an den Beginn unserer Arbeit in Göttingen vor 60 Jahren, als auch an unsere Gründergestalt Theodor Zöckler. Vor 120 Jahren, im Jahre 1891, kam er erstmals ins ferne Galizien, das damals zum nordöstlichen Teil der Habsburger Monarchie gehörte, wurde dort Pastor der evangelisch-deutschen Gemeinde in Stanislaw und errichtete zusammen mit seiner Ehefrau Lillie eine große diakonische Einrichtung, die nicht nur der deutsch-evangelischen, sondern auch den anderen Volks- und Religionsgruppen der Region Galizien, Bukowina, Wolhynien und darüber hinaus dienen wollte. Der Verlauf der Geschichte im 20. Jahrhundert hat es mit sich gebracht, dass die genannten Namen aus scheinbar längst versunkenen Epochen und Weltgegenden weithin in Vergessenheit geraten sind.

Im März dieses Jahres jedoch rückte die Verleihung des Leipziger Buchpreises zur europäischen Verständigung Galizien erneut in das Blickfeld der interessierten Öffentlichkeit. Mich hat es überrascht und fasziniert, hinter Martin Pollacks Buch mit dem in ganz andere Richtung weisenden Titel Der Kaiser von Amerika einen Blick – wenn auch von anderer Warte – auf das Galizien zu erhalten, das sich auch Theodor und Lillie Zöckler um 1900 geboten hat. Wir erfahren von dem Elend einer bäuerlich geprägten Landschaft, die von der Industrialisierung abgehängt wird, von dem legendären Völkergemisch, in dem Menschen wie Martin Buber, Joseph Roth und Mascha Kaleko Kindertage verbrachten. Wir hören, wie Deutsche, Polen, Juden, Ukrainer von interessierter Seite gegeneinander aufgewiegelt wurden, um sie dann als Auswanderer auszubeuten und sie in alles andere als in eine goldene Zukunft nach Amerika zu verschiffen. Während die einen also Schindluder mit der Sehnsucht und dem Hab und Gut der Armen trieben,

## Bleiben wenn andere gehen Die Hingabe an den Nächsten ist der Glutkern diakonischer Arbeit

gaben Lillie und Theodor Zöckler den Menschen, die sie umgaben, was sie hatten: „Nicht nur ihre geistige und physische Kraft, sondern auch alles, was sie an Geld und Gut besaßen“, so Bischof Dibelius in seinem Geleitwort zur Biographie Theodor Zöcklers unter dem Titel: „Gott hört Gebet“, das seine Ehefrau und Weggefährtin Lillie v erfasst hat.

Bleiben, wenn andere weggehen – so könnte man das geistige und geistliche Erbe Theodor Zöcklers für unsere Hospizarbeit heute verstehen. Dieser Lebensort, an dem Menschen ihren letzten Weg geborgen gehen können, hat sich aus dem Diakonissenmutterhaus Ariel (Zöcklersche Anstalten) als Hospiz an der Lutter in Göttingen-Weende entwickelt. Dies wäre ohne den beherzten Einsatz meines Vorgängers Paul-Gerhard Langenbruch und Schwester Maria Ankermann nicht möglich gewesen.

Im Namen unseres Vorstandes danke ich allen, die an dieser Festschrift mitgewirkt haben. Allen voran natürlich unserem Vorstandsmitglied Dr. Reinhard Lieske. Er hat die Datenlage in akribischer Feinarbeit erhoben und sie zu dieser schönen Denkschrift verarbeitet. Ohne den Einsatz der Familie Theodor Zöcklers allerdings wären wir wahrscheinlich an dieser Stelle im Status der Absichtserklärungen geblieben! Bettina und Christofer Zöckler haben Kontakte ermöglicht, Daten überprüft und zur Verfügung gestellt und nicht zuletzt wunderschöne Exemplare der langen Familien- und Glaubensgeschichte für unsere Dauerausstellung nach Göttingen gebracht und uns damit anvertraut. Danke!

Herrn Dr. Hans Otte aus dem Landeskirchenamt Hannover danken wir für das Interesse an unserer Arbeit. Wir freuen uns, dass Arbeit und Wirken Theodor Zöcklers in ihrer Bedeutung für die diakonische Arbeit unserer Landeskirche im Rahmen eines Sammelbandes zur Diakoniegeschichte Beachtung und Wertschätzung finden.

Herrn Dr. Norbert Friedrich von der Fliedner-Kulturstiftung Kaiserswerth gilt ebenfalls unser Dank. Er hat sich bereit erklärt, Satz und Drucklegung für die Festschrift zu veranlassen. Er hat uns im Entste-



hungsprozess sowohl mit der historischen Einordnung des Materials geholfen und uns auch sonst in vielen Detailfragen mit Rat und Tat zur Seite gestanden.

Erwähnen möchte ich auch die Spender und Spenderinnen, die uns aus dem Kreise der Zöcklerschen Familie Spenden für die Drucklegung haben zukommen lassen. Das Evangelische Krankenhaus Göttingen-Weende gGmbH hat uns bei der Herrichtung der Ausstellungsräume zur Seite gestanden. Danke!

Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, danke ich für das Interesse an der Lektüre, die wir anlässlich des Jahrestages des Diakonissenmutterhauses Ariel herausgeben. Möge sie neben aller historischen Bildung Ihren Lebensmut und Ihren Glaubenseifer beflügeln!

**Anke Well, Pastorin und Vorsitzende**



Die Theodor-Zöckler-Kapelle im Ev. Krankenhaus Göttingen-Weende

## Kaiserswerth, Stanislau und Göttingen



Historische Daten geben Orientierung und Klarheit, so hoffen wir jedenfalls. Für die Mutterhausdiakonie gibt es ein festes Datum. Am 13. Oktober 1836 wurde in Kaiserswerth von Theodor und Friederike Fliedner die Bildungsanstalt für evangelische Pflegerinnen, das erste Diakonissenmutterhaus eröffnet. Von dort ausbreitete sich die Bewegung schnell im In und Ausland aus. Eine echte Erfolgsgeschichte.

Und auch ein weiteres Datum lässt sich leicht fixieren. Am 1. Oktober 1951 übernahm die Schwesternschaft des Diakonissenmutterhauses Ariel „Zöcklersche Anstalten“ aus Stade kommandierend die Krankenpflege im noch jungen Evangelischen Krankenhaus Göttingen-Weende.

Für die „Zöcklerschen Anstalten“ ging damit eine schwierige Zeit der Umsiedlung und Flucht aus Stanislau letztlich glücklich zu Ende, ein Neuanfang konnte beginnen. Das Schicksal zunächst der Umsiedlung aus dem ursprünglichen Gebiet nach Wolfhagen und dann die Flucht der Gemeinschaft und der Neuanfang in einer anderen Region, sei es alleine oder aber im Zusammenschluss mit einem schon bestehenden Mutterhaus, teilte die Schwesternschaft mit vielen Häusern, die zum Kaiserswerther Verband Deutscher Diakonissenhäuser e.V. gehörten.

Diese Erfahrungen führten sicher auch dazu, dass man nach 1945 näher an den Kaiserswerther Verband heranrückte. Dabei war aber die Gründungsgeschichte der Anstalten in Stanislau durch Theodor und Lillie Zöckler schon etwas Besonderes. Und damit sind wir wieder bei den Daten. Denn wann wurde nun das Mutterhaus genau gegründet? Am 4. Mai 1913, als man das

Gebäude des Mutterhauses feierlich einweihen konnte? Oder am 6. April 1908, wie es als Datum manchmal in Unterlagen des Kaiserswerther Verbandes auftaucht, als in Wolfhagen in der Provinz Posen das Krüppelheim „Ariel“ eröffnet wurde, aus dem später ein eigenes kleines Mutterhaus wurde, und welches sich dann 1939 mit dem Mutterhaus aus Stanislau vereinigte? Oder gar, als Theodor Zöckler bereits mit der Gründung der Zöcklerschen Anstalten begann, nämlich schon 1896.

Man wird sich wohl schnell auf das Jahr 1913 einigen können, auch wenn gerade die Versuche von Theodor Zöckler ein Diakonissenmutterhaus aufzubauen sich – nicht nur wegen des Krieges – als ausgesprochen schwierig erwiesen. So berichtet auch die Kaiserswerther Zeitschrift „Der Armen- und Krankenfreund“ von der Gründung am 4. Mai, betont aber ausdrücklich mit skeptischem Unterton, dass das Haus „einstweilen der Generalkonferenz noch nicht angeschlossen ist“ (1913, 179).

Zur Eröffnung des Mutterhauses in Stanislau hatte sich Zöckler zwei Diakonissen aus anderen Häusern besorgt .... ein Kontakt mit Kaiserswerth und der Kaiserswerther Generalkonferenz ist aber nicht überliefert, er scheint auch nicht gesucht oder gewünscht worden sein. Zöckler selbst, der mit dem Diakonissenhaus ein sog. „Krüppelheim“ betreiben wollte, bemühte sich um eine eigenständige Leitung, hatte aber seine gesamten Gründungen ganz auf seine Person zugeschnitten.

Dabei hatte Theodor Zöckler im Sinne der Mutterhausdiakonie durchaus eine Menge richtig gemacht. Er hatte, aus anderen Gründen, schon früh Kontakt mit dem österreichischen Mutterhaus in Gallneukirchen erhalten, kannte also die Mutterhausbewegung aus dieser Sicht ganz gut – allerdings hatte das 1874/1877 gegründete Mutterhaus in Gallneukirchen als Gründung innerhalb Österreich-Ungarns in einer starken

Diasporasituation eine andere Entwicklung genommen als die großen Mutterhäuser im Deutschen Reich. Im Jahr 1913, als in Stanislaw das Haus Sarepta als Mutterhaus eröffnet wurde, gab es insgesamt knapp 22.000 Diakonissen in den Häusern der Kaiserswerther Generalkonferenz, das nahe gelegene Mutterhaus in Gallneukirchen hatte aber nur 116 Schwestern. Bis zum Zweiten Weltkrieg blieb offensichtlich die Verbindung zur verfassten Mutterhausdiakonie eher lose.

Theodor Zöckler hatte nach den uns im Archiv zur Verfügung stehenden Unterlagen nur wenig Kontakte zum Kaiserswerther Verband oder zur Kaiserswerther Generalkonferenz. Dies sollte sich erst ändern, als sich das Stanislawer Mutterhaus zunächst mit dem kleinen Mutterhaus in Wolfshagen vereinte und dann, nach einigen Jahren in Stade in Niedersachsen, 1951 eine endgültige Heimat im Evangelischen Krankenhaus Göttingen-Weende fand.

Es war besonders Pfarrer Martin Zöckler, Sohn Theodor Zöcklers und Vorsteher im Göttinger Mutterhaus, der sich um eine Neubewertung der Diakonissenbewegung und um einen Neuanfang bemühte. Er brachte sich so, dies belegen die Protokolle und Unterlagen des Kaiserswerther Verbandes, in die aktuellen Debatten des Verbandes ein.

Solche Neuaufbrüche waren gerade für die kleinen Schwesternschaften, die sich auch noch vor große ökonomische Herausforderungen gestellt sahen, schwierig. Wer das eigene Schicksal von Flucht und Vertreibung zu verarbeiten hatte, wer sich den schweren und herausfordernden Arbeitsbedingungen des Krankenhausalltags zu stellen hatte, dem fiel es schwer, auch noch die geistliche Kraft zum Aufbau einer neuen großen diakonischen Gemeinschaft zu organisieren. Da ist es umso bemerkenswerter, wie stark sich das Göttinger Mutterhaus in den erste

Jahrzehnten in den Dienst der Mutterhausdiakonie einzubringen verstand.

Dazu gilt es Dank zu sagen!

### Dr. Norbert Friedrich, Vorstand Fliedner-Kulturstiftung



Mutterhaus Gallneukirchen, um 1911

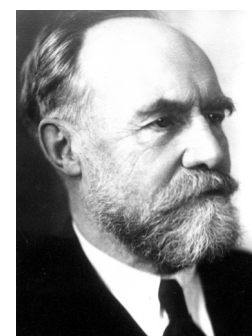
## Von Stanislaw nach Göttingen-Weende Aus der Geschichte des Diakonissenmutterhauses Ariel

von Pfr. i. R. Dr. Reinhard Lieske

### Theodor Zöckler und die Gründung der „Zöcklerschen Anstalten“ in Stanislaw / Galizien

Wer heute im Evangelischen Krankenhaus Göttingen-Weende am Sonntagvormittag am Gottesdienst teilnehmen möchte, orientiert sich an Hinweistafeln, die ihm den Weg zur „Theodor-Zöckler-Kapelle“ weisen. Sie wurde 2003 im Zuge von Baumaßnahmen im Krankenhaus völlig neu eingerichtet und hat damit den Kirchsaal im „Diakonissenmutterhaus Ariel“, dem Haus 3 im Gelände des Krankenhauses, ersetzt.

Da nun der Name Theodor Zöckler den allermeisten Besuchern dieser Kapelle kaum etwas sagen dürfte, hängt im Eingangsbereich eine Gedenktafel, die an den Namensgeber und die Bedeutung, die er letztendlich auch für das Weender Krankenhaus erlangen sollte, erinnern möchte. Oberhalb einer erläuternden Inschrift zeigt die Tafel den Kopf eines Mannes in seinen besten Jahren mit einem der Vorliebe seines Zeitalters entsprechenden imponierenden Vollbart. Der Name und die Lebensdaten (5.3.1867 – 18.9.1949) dessen, an den hier erinnert wird, stehen über dem Foto-Portrait geschrieben. Unterhalb der Abbildung lesen wir einen Satz, wie er für die innere Einstellung des hier Dargestellten bezeichnend war. Dort heißt es: „Unsere Ungelegenheiten sind Gottes Gelegenheiten.“ Einige weitere Sätze versuchen, Informationen zu Leben und Werk dieses Mannes in knappen Worten zu ergänzen. Insgesamt versetzt uns die Gedenktafel in die Gründerzeit gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Im Zeitalter



Theodor Zöckler

zunehmender Industrialisierung haben viele bedeutende Männer große Werke gegründet, nicht nur im wirtschaftlichen Sektor sondern auch im Bereich der Diakonie. Man hat später gerne die diakonischen Anstalten, die Theodor Zöckler im fernen Galizien in der Stadt Stanislaw ins Leben gerufen hat, als das Bethel des Ostens bezeichnet.

Historisch und geographisch betrachtet ist das ein weiter Bogen, der sich von einem Mann namens Theodor Zöckler bis in die Gegenwart eines modernen Krankenhausbetriebes spannt. Was aber das Eine mit dem Anderen zusammenbringt, bleibt zwar auf der Gedenktafel in der Kapelle in Göttingen-Weende unsichtbar, lässt sich aber doch sehr konkret als der lange Weg zweier Diakonissenmutterhäuser von Osten nach Westen beschreiben. Das Diakonissenmutterhaus mit Namen „Sarepta“, das seinen Ursprung noch auf Stanislaw zurückführen konnte, und das Diakonissenmutterhaus „Ariel“ in Wolfshagen, einem kleinen Ort, der während des Dritten Reiches dem sogenannten Warthegau zugehörte, hatten sich 1940 unter dem nunmehr gemeinsamen Namen „Diakonissenmutterhaus Ariel“ zusammengeschlossen. Die Schar der Diakonissen, die im kalten Januar 1945 schließlich im niedersächsischen Stade gelandet waren, hatte sich gerade noch im letzten Moment vor der näher rückenden russischen Armee in Sicherheit bringen können. Für die Diakonissen, die noch aus Stanislaw stammten, war es sogar schon das zweite Mal gewesen, dass sie kriegsbedingt ihre bisherige Wirkungsstätte hatten aufgeben müssen. Von Theodor Zöckler und seiner Gattin erfahren wir, dass er und weitere Mitglieder seiner Familie schon bald danach sich auch im niedersächsischen Stade eingefunden haben.

Wenn im Folgenden von dem Beitrag dieser Diakonissen und ihres Mutterhauses zu der Geschichte der Hannoverschen Landeskirche ab 1945 die Rede sein soll, so darf doch zugleich auch der Blick

zurück auf das, was diese Schwestern geprägt hat und was sie an Erinnerungen und Erfahrungen mit sich brachten, nicht außer acht gelassen werden. Es empfiehlt sich also, um der Eigenart dieser Neuankömmlinge gerecht zu werden und dem, was sie als geistliches Erbe mitbringen, mit Theodor Zöckler selbst zu beginnen.

Wer war Theodor Zöckler, an den die Gedenktafel in der Zöcklerkapelle im Ev. Krankenhaus Göttingen-Weende als den Begründer eines großen Diakonischen Werkes erinnert? <sup>1</sup> Am 5.3.1867 wurde er als das erste Kind des Theologieprofessors Otto Zöckler und seiner Gattin Charlotte, geb. Geist, in Greifswald/Pommern geboren. Sein Vater war 1865 für das Fach Kirchengeschichte an die theologische Fakultät dieser kleinen aber heimeligen Stadt an der Ostseeküste berufen worden. Es muss wohl eine unbeschwerte Kindheit gewesen sein, die Theodor Zöckler in Greifswald erlebt hat, und eine innige Verbundenheit des kleinen Jungen mit seinem Vater dazu. In einem Brief zu Weihnachten an seine Kinder erzählt noch der 70-Jährige:

*„Zu meinen schönsten Erinnerungen gehörte die Erzählung der biblischen Geschichten durch meinen Vater. Ich weiß noch, wie ich immer wartete, bis er abends ins Wohnzimmer kam, wo er sich im Winter gewöhnlich in den Lehnstuhl setzte und seine Füße an den Ofen hielt. Dann nahm er mich auf den Schoß und erzählte mir, und ich konnte nicht genug davon hören.“*

Bezeichnenderweise waren dem kleinen Theodor dabei die Geschichten, die die Wunder Jesu erzählen, die liebsten, und zwar insbesondere die von der Auferweckung des Jünglings von Nain und von der Stillung des Sturms. Sie waren ihm, wie er sagt, *„so lieb, dass ich sie immer wieder hören konnte.“* Und er fügt dann im gleichen Brief etwas später hinzu: *„So wie mir mein lieber Vater die biblischen Gestalten gezeichnet hat, so sehe ich sie eigentlich noch heute.“* <sup>2</sup>

Theodor Zöckler war offenbar von dem Wunsch durchdrungen, ein geradezu grenzenloses Gottvertrauen zu leben. Die Bibel ist ihm ein Buch der Zusagen Gottes, die insbesondere den Armen, den Kleinen, den Schwachen gelten, jenen also, die sich aus eigener Kraft nicht mehr retten können. Man mag ihn als konservativ oder als in

unaufgeklärter Weise bibelgläubig bezeichnen. Ein Theologe, der um die Bibel und mit ihr gegen andere, liberal oder kritisch gesonnene Geister gestritten hätte, ist er darüber nie geworden. Seine Aufmerksamkeit galt in erster Linie der menschlichen Not um ihn herum, vor allem der Not der Kinder, und er will diese Not nicht gelten lassen „um Gottes willen“. Manchmal scheint es fast so, als habe er in manchen heißen Gebeten und in der Kühnheit des praktischen Handelns Gottes Erbarmen gleichsam auf diese Erde herabzwingen <sup>3</sup> wollen. Zöckler selbst hat diese kühne Direktheit seines Glaubens einmal, ganz ohne Überheblichkeit, mit der besonderen Situation in der Diaspora begründet, für die ein Durchschnitts-Glaube aus gleichsam neutraler Distanz einfach nicht ausreichend sei. <sup>4</sup> Dass es ihm dann in hohem Alter auch immer schwerer wurde, an seinem Dennoch des Glaubens festzuhalten, lässt sich nur allzu gut nachvollziehen. Was hat er denn nicht auch alles sehen und miterleben müssen: wachsenden Hass unter den Menschen verschiedener Sprachen und Kulturen, sich immer noch steigende Not und brutale Vernichtung. <sup>5</sup>

Doch um der Reihe nach, wenn auch im Zeitraffer, fortzufahren: Der junge Theodor Zöckler beginnt, den Fußspuren seines Vaters folgend, zunächst in Greifswald sein eigenes Studium der Theologie. Der in der dortigen theologischen Fakultät dominierende Geist darf wohl als der eines konservativen und konfessionellen Luthertums bezeichnet werden. Und Theodor Zöckler war ohne Zweifel ein fleißiger und guter Student, der gute Abschlüsse schaffte. Von irgendwelchen Glaubens-Krisen in der Begegnung mit der zu seiner Zeit ja anderwärts hoch im Kurse stehenden liberalen und bibelkritischen Theologie erfahren wir nichts. Überhaupt ist Theodor Zöckler sicherlich eher ein Mensch gewesen, der es am meisten mochte, wenn er ganz praktisch zupacken konnte.

Zu den Begabungen, die Zöckler in seine Wiege gelegt worden waren, gehörte auch eine große Sprachbegabung. Für einige Studiensemester hat er Leipzig besucht, wo Franz Delitzsch, Professor für alttestamentliche Theologie, 1888 ein Institut für die Erforschung des Judentums gegründet hatte. Eine gründliche Aneignung der hebräischen und der jiddischen Sprache gehörte zum Studienprogramm,

und das große biblische Kommentarwerk des Judentums, der Talmud, wurde hier, unter Mitwirkung jüdischer Lehrer, gleichfalls gründlich studiert. Und es ist nicht nur eine neu entdeckte Liebe zum Judentum und der Wunsch, die jüdischen Wurzeln des frühen Christentums zu erforschen, wenn sich mit diesen Studien vor allem bei jüngeren Theologen alsbald auch der Wunsch verband, den Juden die christliche Botschaft von Jesus als dem Messias nahe zu bringen.

Theodor Zöckler unternimmt Studienreisen, auf denen es u.a. darum geht, die damals noch sehr lebendige Welt des osteuropäischen Judentums aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Im Sommer 1890 kommt er nach Stanislaw in Galizien, der am weitesten östlich gelegenen Provinz des Habsburger Reiches, um dort seinen Freund August Wiegand zu treffen. Er kennt ihn aus gemeinsam verbrachten Semestern am Leipziger Institut, sie teilen die gleichen Interessen. Es sollte für Theodor Zöckler eine Begegnung von geradezu schicksalhafter Bedeutung werden. Wiegand hatte von dem evangelischen Pfarrer, der für Stanislaw zuständig war, die Erlaubnis erhalten, in der kleinen deutschen Gemeinde vor Ort die geistliche Versorgung zu übernehmen. Man kam überein, dass Zöckler seinen Freund für die Dauer seines Exams, das Wiegand in Deutschland absolvieren musste, vertreten würde. August Wiegand kehrte jedoch, durch familiäre Umstände davon abgehalten, nicht mehr aus Deutschland zurück. So erwuchs für Zöckler ein Dienstauftrag, der Stanislaw über Jahrzehnte hinweg zum geographischen Zentrum seines Lebenswerkes machte.

Stanislaw war, als Zöckler dorthin kam, eine Stadt von ungefähr 30.000 Einwohnern, von denen gut die Hälfte Juden waren und von der restlichen Einwohnerschaft ein etwas größerer Anteil aus Ukrainer orthodoxen Glaubens und ein etwas kleinerer Anteil aus römisch-katholischen Polen bestand. Die kleine Minderheit von ca. 500 evangelischen Deutschen fiel demgegenüber kaum ins Gewicht. Immerhin gab es bereits eine mit Mitteln des Gustav-Adolf-Werkes errichtete kleine Kirche. Wer aber den zuständigen evangelischen Pfarrer aufsuchen wollte, musste erst einmal eine Reise von gut zwei Stunden mit Bahn und Pferdewagen hinter sich bringen. <sup>6</sup>

Aus pragmatischen Gründen und vorerst noch in Diensten einer

dänischen Gesellschaft für Judenmission beginnt Zöckler, sich insbesondere und mit voller Kraft der wenigen Deutschen anzunehmen. <sup>7</sup>

In der Begegnung und Auseinandersetzung mit dem hoch gelehrten Juden Jachim Jeddijah alias Theophilus Lucky in Stanislaw, <sup>8</sup> gewinnt er Einsichten, wie sie für einen konfessionell eingebundenen christlichen Theologen seines Zeitalters höchst ungewöhnlich erscheinen. Der Jude Lucky, ein Judenchrist ganz eigener Prägung, macht ihm plausibel, wie man als Jude an Jesus als den Messias glauben und dennoch im Vollsinn des Wortes Glied in der jüdischen Gemeinde sein und bleiben könne, ja eigentlich müsse. Dem entsprechend legt Lucky Zöckler nahe, wenn er denn schon den Juden Jesus als den Messias bezeugen wolle, so müsse er sich zunächst einmal darum kümmern, das mit Jesus in diese Welt gebrachte Heil in seiner eigenen deutschen und evangelisch-lutherischen Gemeinde zum Leuchten zu bringen. Folgt man den hier vertretenen Einsichten, verlieren konfessionelle Unterschiede letztendlich den Charakter der Ausschließlichkeit, und der Streit um die Wahrheit verliert an Schärfe in den Bemühungen darum, sich der eigenen Identität zu vergewissern und, wenn es Not tut, ihr aufzuhelfen und sie zu bewahren.

Theodor Zöckler zieht die entsprechenden Konsequenzen. Er beginnt, sich intensiv um die kleine Minderheit der evangelischen Deutschen vor Ort zu bemühen. Die Deutschen, auf die er hier in Galizien trifft, sind meistens Nachfahren jener Siedler, die insbesondere der Kaiser Joseph II. nach Galizien gerufen hatte. Viele von ihnen betreiben nach wie vor Landwirtschaft, oftmals mehr schlecht als recht, und sie leben über ganz Galizien hinweg verstreut. Eine der wichtigsten von Zöckler erkannten Aufgaben wird denn auch sein, den deutschen Siedlern in Galizien das Gefühl einer gewissen Zusammengehörigkeit wiederzugeben. Von ihrem Ursprung her sieht er die große Mehrzahl der Siedler im deutschen Luthertum verwurzelt, so wie es sich in ihrer deutschen Sprache und ihrem Brauchtum widerspiegelt. Indem sie sich selbst treu bleiben, legen sie doch zugleich auch ein Zeugnis für den evangelischen Glauben in einer andersgläubigen und anderssprachigen Umgebung ab. <sup>9</sup> Konkret zieht Zöckler in seiner Diaspora-Arbeit daraus den Schluss, für den



Erhalt von deutscher Sprache und deutschem Volkstum einzutreten. Doch auch hierin vertritt Zöckler wiederum eine Position, die in die geistige Landschaft eines allenthalben mit Vehemenz zum Ausbruch kommenden Nationalismus nur schlecht hineinpasst. Insbesondere in einem Land wie Polen, das so lange und so erbittert um die Gewinnung eines eigenen Nationalstaates gerungen hatte, mussten ihn seine Liebe zum deutschen Volkstum und seine friedlich gemeinten Bemühungen um die deutsche Identität der Galiziendeutschen beinahe zwangsläufig verdächtig machen. Ganz zu schweigen von den unheilvollen Spannungen, die sich dann aus dem Aufkommen des Nationalsozialismus in Deutschland und seiner aggressiven Ausstrahlung bis nach Polen ergaben.<sup>10</sup>

In der Gemeindegemeinschaft, wie sie Zöckler betreibt, wird aber deutlich, wie weit der Horizont reicht, den er in seinem Tätigwerden im Blick behält. In geistlicher Hinsicht wird Theodor Zöckler nach dem Weltkrieg im Zuge der Neuordnung des polnischen Staatswesens zu einem führenden Mann der innerpolnischen Ökumene werden. Und in gesellschaftlicher und damit auch in politischer Hinsicht wird er es nie damit genug sein lassen, sich mit der Pflege des gottesdienstlichen Lebens und der Tätigkeit als Seelsorger zu begnügen.<sup>11</sup>

Vor diesem geistigen und politischen Hintergrund hat Theodor Zöckler den Grundstein für das Werden und Wachsen der nach ihm benannten „Zöcklerschen Anstalten“ gelegt. Zu den Bestandteilen gehört dann ab 1913 auch das Diakonissenmutterhaus, dessen Überreste nach verschlungenen Wegen und 1945 in Stade und 1951 schließlich im Ev. Krankenhaus Göttingen-Weende landen.

Der Keim, aus dem heraus sich die „Zöcklerschen Anstalten“ zu entwickeln beginnen, ist die Einrichtung eines Kinderheimes im Jahre 1896 gewesen. Von dem Impuls, der zur Gründung des Kinderheimes führte, erzählt Lillie Zöckler in ihrem Erinnerungsbüchlein an ihren Mann und sein Lebenswerk einmal beschreibt.<sup>12</sup> Wie sein Vorgänger in Stanislaw, August Wiegand, muss Zöckler noch das Zweite Examen in Deutschland absolvieren. Als richtungsweisend für seine künftige Arbeit erweist sich ein Ereignis, das sich unmittelbar bei seiner Rückkehr nach Stanislaw am 29. Januar 1891 abspielt. Am

Bahnhof erwarten ihn einige Männer aus der Gemeinde. Er sieht sich von ihnen genötigt, sofort zu einer Beerdigung aufzubrechen. Nach einem weiten Fußweg bei eisiger Kälte findet er die Verstorbene, eine Witwe, in ihrem Häuschen aufgebahrt. Ukrainische und polnische Nachbarn mit Kerzen in den Händen erwarten ihn, dazu 5 Kinder, die ob ihrer verstorbenen Mutter weinen. Zöckler erfährt, dass für die Zukunft dieser Kinder jetzt nur noch in Frage kommt, sie in einem polnisch-katholischen Kinderheim unterzubringen. Dass sie so ihrer deutschen Muttersprache und ihrer evangelischen Konfession alsbald verlustig gehen würden, sei leider unvermeidbar.



**Das Diakonissenmutterhaus in Stanislaw, erbaut 1913, fotografiert 2010**

Zöckler bewegt die Not und das Schicksal der Kinder. Als Lillie Zöckler eine große Erbschaft zufällt, ergibt sich die Möglichkeit, eine Zuflucht für Kinder in Not einzurichten.<sup>13</sup> Aus 12 Kindern, die hier Einzug halten, sind 1901 schon mehr als 100 geworden, und die Zahl wird noch weiter wachsen.

Weitere Baumaßnahmen ergeben sich. Zöckler hat immer wieder, wenn eines Projekte gerade erst seiner Fertigstellung entgegen wuchs, damit begonnen, das nächste zu planen. Wer evangelisch getauften Kindern nicht nur in ihrer konkreten Notlage helfen, sondern sie auch im evangelischen Glauben und in ihrer deutschen Mutter-

sprache bewahren will, kommt gar nicht darum herum, eine evangelische deutsche Schule zu gründen. Und was alle andern für gänzlich unmöglich hielten, wird 1898 Realität. Eine deutsche Volksschule mit zwei Schulklassen nimmt ihren Lehrbetrieb auf. Und so geht es dann immer weiter. 1919 kann ein deutsches Gymnasium gegründet werden, 1921 entsteht sogar mit Unterstützung der Quäker aus den Vereinigten Staaten eine kleine Fabrik für landwirtschaftliche Geräte, die zugleich Jugendlichen der Anstalten eine Lehre anbieten kann usw.<sup>14</sup>

Der Gründung des Diakonissenmutterhauses geht 1913 der Neubau eines hochmodernen Krankenhauses in Stanislaw voraus. Ein deutscher Kaufmann, dessen Freundschaft Theodor Zöckler gewonnen hatte, versprach, das nötige Kapital bereit zu stellen, falls er mit seiner Suche nach Erdöl fündig würde. Die Erdölquelle begann zu sprudeln und das Krankenhaus, wieder vornehmlich für die Kinder gedacht, wird errichtet. Seinen Namen „Sarepta“ erhält es in Anlehnung an die Geschichte aus dem Alten Testament, nach welcher das Öl im Krug und das Mehl im „Kad“ einer opferbereiten Witwe auf das Wort des Propheten Elia hin nicht versiegt. Da aber ein Krankenhaus selbstverständlich auch Menschen braucht,<sup>15</sup> die den Pflegedienst übernehmen können, liegt es in diesem Zeitalter nahe, an Diakonissen zu denken. Also wird auch das Diakonissenmutterhaus „Sarepta“ gegründet, wobei der Name diesmal zugleich als Bezeichnung der Schwesternschaft zu verstehen ist. Wilfried Lempp, schwäbischer Theologe und einer der engsten Freunde und Mitarbeiter Theodor Zöcklers, hat rückblickend einmal gesagt, dass er den Geist der dienenden Liebe in den „Zöcklerschen Anstalten“ in Stanislaw nirgends so rein und klar verkörpert gefunden habe wie in dem Diakonissenmutterhaus „Sarepta“.<sup>16</sup>

Solch große Spenden wie die für den Neubau eines ganzen Krankenhauses waren in Stanislaw allerdings nicht die Regel. Und man kann sich schon fragen, wie denn das große Anstaltswerk aufs Ganze gesehen überhaupt hat finanziert werden können.<sup>17</sup> Es erscheint wie ein Wunder und wird auch zeitgenössisch als solches erlebt und weiter erzählt. Dass Zöckler tatsächlich ein großes Geschick für die Beschaffung von Geldern besaß, die Beschaffung hoher Kredite mit eingeschlossen, muss dem nicht widersprechen. Manchen galt er

geradezu als Finanzgenie.<sup>18</sup> Bezeichnend für Zöckler ist aber auch sein Motto: „Ein Christ muss betteln können“. In ausgedehnten Vortrags- und Kollektenreisen, vor allem nach Deutschland, hat er diesen Grundsatz auch selbst praktiziert.<sup>19</sup> Von den meist armen Galiziendeutschen war ja nur wenig zu erhoffen. Im Grunde genommen haben die Zöcklerschen Anstalten eigentlich stets hauptsächlich von Spenden gelebt, sind aber auch immer, trotz Zöcklers Finanzgeschick, verschuldet, zuletzt sogar hoch verschuldet gewesen.

Fragt man sich jetzt, ob es nicht irgendein Gremium gegeben habe, vor dem auch ein Theodor Zöckler für seine Anstalts-Politik habe Rechenschaft ablegen müssen, wird wiederum Erstaunliches offenbar. Gewiss, man muss damit rechnen, dass die Ereignisse der erzwungenen Umsiedlung der „Zöcklerschen Anstalten“ Ende 1939 „heim ins Reich“ und die Zerstörungen des zweiten Weltkrieges bald danach zu unwiederbringlichen Verlusten von schriftlichen Quellen geführt haben. Jedoch auch das, was den persönlichen Erinnerungen von Zeitgenossen zu entnehmen ist, deutet nicht darauf hin, dass es hier jemals klar definierte Verwaltungsstrukturen gegeben hat. Auf die Bildung eines Trägervereins mit einem gewählten Vorsitzenden, einem Kassenwart, einem Schriftführer usw. scheint man in Stanislaw verzichtet zu haben. Bleibt also nur, wieder einmal auf Theodor Zöckler in eigener Person zu verweisen. Er ist nicht wegzudenken. „Ohne ihn würde alles zusammenbrechen.“<sup>20</sup>

Natürlich hat auch ein Theodor Zöckler nicht alles alleine machen können, und es liegen auch keinerlei Indizien vor, die Anlass gäben, an seiner gewissenhaften Führung der Geschäfte auch nur im Geringsten zu zweifeln. Und ein Mann von großer Tatkraft und charismatischer Ausstrahlung, einer, der andere für seine Sache begeistern und sie mitreißen konnte, ist er allemal gewesen. Der oben erwähnte Wilfried Lempp, erstmals vom Herbst 1912 bis zum Frühjahr 1914 als Kandidat der Theologie nach Stanislaw gekommen, beschreibt ihn seinen Eltern als einen geradezu faszinierenden Mann. Lempp hat ihn damals als „immer fröhlich, nie schlechter Laune, oft sprudelnd von einem gelassenen Humor“ erlebt.<sup>21</sup> Dabei machte ihm doch bereits zu dieser Zeit seine immer stärker werdende Schwerhö-

rigkeit in geradezu quälender Weise zu schaffen.

Von Wilfried Lempp erfahren wir ferner, wie schonungslos Zöckler seine Arbeitskraft einzusetzen gewohnt war. Über den ganz normalen Tagesablauf Zöcklers lesen wir:

*„... das meiste macht Pfarrer Zöckler selbst, der täglich um ½ 5 Uhr aufsteht, um 7 Uhr an den Stenographen oder ins Diktaphon diktiert und bis spät in die Nacht hinein arbeitet.“*<sup>22</sup>

Seiner Substanz nach jedoch ist und bleibt das Anstaltswerk im Grunde genommen ein patriarchalisch geführtes Unternehmen. *„Wir haben ihn alle Vater genannt“*, erinnert sich noch ein alt gewordener Mann, als er von einem Lausbubenstreich erzählt, den er sich als Zögling des Kinderheimes einmal geleistet hat.<sup>23</sup> Und 1957 schreibt Wilfried Lempp fröhlich in einem Brief an Martin Zöckler, Theodor Zöcklers jüngsten Sohn, anlässlich von dessen Bestellung als Pfarrer in der Hannoverschen Landeskirche:

*„In Stanislaw war ich vogelfrei wie du bis jetzt ... Dort aber lebte ich herrlich und in Freuden von dem patriarchalischen System, mit dem Papa seinen Mitarbeitern zwar keine Rechte gegeben hat, aber alles, was sie zum Leben brauchten.“*<sup>24</sup>

Doch die Last der Verantwortung, die Theodor Zöckler trägt, ist schwer und wird ihn im Laufe der Zeit noch immer mehr bedrücken. Zweifel an der gottgefälligen Richtigkeit so mancher von ihm eingeschlagener Wege machen ihm je länger je mehr zu schaffen. Wenn er sich erschöpft fühlt, sucht er Linderung in der Stille der Bergwelt in den Karpaten. Er liebt die Natur, er wandert gerne. Und er beginnt, sich phasenweise in die Einsamkeit zurückzuziehen, um mit sich selbst und seinem Gott wieder ins Reine zu kommen.<sup>25</sup>

Wer oder was kann ihn entlasten? Unter den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die er für sich und seine Sache gewonnen hatte, verdient es sicherlich seine Ehefrau Lillie, geb. Bredenkamp, an erster Stelle genannt zu werden. Auch sie hat schier Unglaubliches bewältigt, nicht nur tagtäglich den großen Haushalt und die Versorgung der vielen Gäste aus dem In- und Ausland, die sich an

ihrem Tisch versammelt haben.<sup>26</sup> Während der Abwesenheiten ihres Gatten aus Stanislaw hat sie zunächst alleine, später mit Wilfried Lempp zusammen die stellvertretende Leitung des ganzen Werkes übernommen. Und die reiche Erbschaft, die ihr Großvater ihr vermachte, hat nicht wenige der Projekte in Stanislaw allererst möglich gemacht.

Es muss hier genügen, darüber hinaus nur noch wenige Namen zu nennen. Dass einige von ihnen dem Familien- oder Freundeskreis Zöcklers angehörten, versteht sich von selbst. Zwei seiner Töchter, Martha und Leni, werden selbst Diakonissen. Zwei weitere Töchter heiraten Pfarrkollegen, die ihrerseits ebenfalls mehr oder weniger eng mit den Stanislawer Anstalten verbunden bleiben. Und sein jüngster Sohn Martin Zöckler, selbst wieder Pfarrer, wird es als seine Lebensaufgabe ansehen, das Werk des Vaters oder doch das, was letzten Endes davon übrig geblieben war, in dessen Geist fortzuführen.

Wilfried Lempp, von Theodor Zöckler nach Ende des ersten Weltkrieges wieder nach Stanislaw zurück gerufen, machte Zöckler zu seiner rechten Hand in den Leitungsaufgaben. Freund August Wiegand, einige Monate lang Vorgänger Zöcklers in Stanislaw, hat sich insofern für Stanislaw und Zöcklers Arbeit verdient gemacht, als er sich von Deutschland aus für die Anstalten Zöcklers in Stanislaw engagierte. Der 1897 von ihm ins Leben gerufene „Hilfsbund für Galizien“ hatte es sich zum Ziel gesetzt, insbesondere die Zöcklerschen Anstalten in finanzieller und ideeller Hinsicht zu unterstützen. In so genannten „Briefblättern“ wird von 1903 bis 1941 an den Freundes- und Spendenkreis fortlaufend über die Arbeit in Stanislaw berichtet.

Stanislaw im österreichischen Kronland Galizien liegt nahe an der Grenze zum russischen Zarenreich. Innere Spannungen hatten sich hier in dieser Region mit ihrem Völkergemisch bereits seit langem angestaut. Erst einmal aber bricht 1914 der erste Weltkrieg aus. Gleich zu Beginn der Kämpfe durchstößt die Armee des zaristischen Russland die österreichischen Linien und dringt auch in Stanislaw ein. Stanislaw blieb auch im weiteren Verlauf des Krieges ein wiederholt umkämpfter Ort. Dreimal im ganzen musste Theodor

Zöckler eine Flucht aus Stanislaw organisieren, wobei die erste als die wohl schlimmste im Gedächtnis geblieben ist. Mit 200 Kindern, Alten, Gebrechlichen usw., streckenweise zu Fuß und mit Pferdewagen, musste der lange Zug der Flüchtlinge sich durch die Wälder der Karpaten schlagen. Wir erfahren von einem mehr als mutigen Einsatz, mit dem „Vater Zöckler“ die ihm Anvertrauten letztendlich in Gallneukirchen in Sicherheit brachte. In Gallneukirchen, nicht weit von Linz entfernt, gab und gibt es noch heute ein bedeutendes Zentrum der evangelischen Diakonie in Österreich. Aber auch als der erste Weltkrieg mit dem Zusammenbruch der Mittelmächte zu Ende war und Polen die Chance ergriff, sich endlich wieder als eigener Nationalstaat zu etablieren, kehrte noch längst kein Friede ein. Aufs Neue flammten kriegerische Auseinandersetzungen auf. In Galizien, Stanislaw also mit eingeschlossen, ergriffen vorübergehend die Ukrainer die Macht, und einigermaßen Ruhe herrschte erst wieder, als es den Polen unter Pilsudski gelang, die Rote Armee des bolschewistischen Russland wieder nach Osten zurückzudrängen.

Von jetzt an wird es der innerstaatliche Druck sein, der es Zöckler und seinen deutschen Anstalten innerhalb des neugegründeten polnischen Nationalstaats Stück für Stück schwerer macht. Die finanzielle Situation der Anstalten, die ja schon immer weitestgehend am Tropf von Auslandsspenden hing, wird bald nach Ende des ersten Weltkrieges immer prekärer. In Deutschland herrscht anfangs der zwanziger Jahre eine rasante Geldentwertung. Die deutschen Schulen, dem neuen polnischen Nationalstaat ohnehin eher ein Dorn im Auge, werden auf Dauer nicht nur nicht mehr gefördert sondern müssen sich darüber hinaus mancherlei Restriktionen unterwerfen. Ab 1924 dürfen in Polen an Konfessionsschulen keine anderskonfessionellen Schüler mehr unterrichtet werden. Infolge dieser Verordnung verliert man in Stanislaw von heute auf morgen sämtliche Schüler jüdischer Herkunft und geht damit des nicht unbeträchtlichen Schulgelds verlustig, das jüdische Eltern für die Schulbildung ihrer Sprösslinge zu zahlen bereit waren.<sup>27</sup> Zu Beginn der dreißiger Jahre bricht die große Weltwirtschaftskrise aus. Und 1936 ist es das Deutsche Reich, das seinerseits eine totale Devisen-

sperre ins Ausland verhängt, sodass inzwischen wieder zusammengetragene Spendenmittel nicht bis nach Stanislaw durchkommen können. Das Anstaltswerk ist nun hoch verschuldet. Schon 1935 hatte Zöckler sich erstmals dazu gezwungen gesehen, ein Stück Land, eine Hutweide, zu verkaufen. Die wirtschaftliche Situation spitzt sich jetzt derartig zu, dass der finanzielle Zusammenbruch von Theodor Zöcklers Lebenswerk, sogar in seinen eigenen Augen, nahezu unausweichlich erscheint – aber er ringt sich in seinen Gebeten auch jetzt noch einmal zum „Dennoch“ des Glaubens durch.<sup>28</sup>

Dabei hat es an Stimmen, die angesichts der schnellen Entwicklung der Dinge in Stanislaw zur Vorsicht rieten, nicht gefehlt. Insbesondere August Wiegand, Zöcklers Freund und Weggefährte seit den ersten Anfängen der Diaspora-Arbeit in Stanislaw, hat immer wieder einmal Bedenken und ihn vor kühnem Finanzgebaren gewarnt.<sup>29</sup> Und es sind nicht nur die finanziellen Sorgen, die immer schwerer auf Zöcklers Schultern lasten. Wie stets nimmt er lebhaft Anteil an der gesellschaftlichen und der politischen Entwicklung, insbesondere, als der Nationalsozialismus auf viele Deutsche, die in Polen leben, auszustrahlen beginnt. Er liest die Presse, so weit sie ihm zugänglich ist, lässt sich durch Briefe und Berichte treuer Freunde aus In- und Ausland informieren, und nimmt mit Schrecken wahr, wie sich der politische Horizont mehr und mehr verdüstert.<sup>30</sup>

Ob es schliesslich vielleicht sogar die große Aktion der Umsiedlung aller Deutschen am Ende des Jahres 1939 gewesen sein könnte, die Zöcklers Lebenswerk vor dem Bankrott bewahrt hat? Die Frage muss offen bleiben, ist aber im Grunde genommen auch völlig unerheblich. Gemäß dem Hitler-Stalin-Pakt vom Sommer 1939 war die Umsiedlung aller Deutschen östlich des Flusses San noch im selben Jahr, und damit auch das Ende der Stanislawer Anstalten, eine ohnehin längst beschlossene Sache.

## Umsiedlung aus Stanislau und Zwischenstation in Wolfshagen

Der lange Eisenbahnzug mit 53 Güter- und 2 Personenwagen, der sich am 1. Weihnachtstag 1939 um die Mittagszeit in Stanislau in Bewegung setzte, nahm unter den etwa 1300 deutschen Umsiedlern 370 Anstaltsangehörige mit: Kinder, Alte, Kranke, die Diakonissen usw. Den mittlerweile alt gewordenen Eheleuten Theodor und Lillie Zöckler blieb es erspart, auf deutschem Reichsgebiet angekommen, erst noch einen langen Aufenthalt in einem Lager zu absolvieren. Alle sonstigen Aussiedler mussten sich nach ihrer Ankunft zunächst einmal registrieren und ärztlich untersuchen lassen, übrigens auch in rassenbiologischer Hinsicht. Die deutschen Behörden verfolgten das Ziel, den sogenannten „Warthegau“ als einen Mustergau des Deutschen Reiches einzurichten und suchten unter den Neuankömmlingen diejenigen aus, die ihnen für eine Germanisierung daselbst als die am besten geeigneten erschienen.

Theodor Zöcklers Hoffnungen, einen Ort innerhalb Deutschlands zu finden, an welchem er seine Anstalten noch einmal hätte neu errichten können, zerstoßen rasch, der nationalsozialistische Staat hatte kein Interesse an einer Neugründung christlicher Werke. Die Eheleute fanden schließlich Zuflucht im südlich von Posen gelegenen Lissa, wo ihr Schwiegersohn Wolfgang Bickerich, Ehemann ihrer jüngsten Tochter Charlotte, Pfarrer war. Für Theodor Zöckler und seine Gattin mochte Lissa, bis sie das Kriegsgeschehen aufs Neue vertrieb, wie eine Oase der Ruhe und Stille erschienen sein. Völlig auf den Kontakt mit „seinen Galizern“ verzichtet hat Theodor Zöckler jedoch auch hier nicht. Auch wenn ihm bald verboten wurde, Rundschreiben zu verschicken, ein reger und seelsorgerlich motivierter Briefverkehr wird dennoch aufrecht erhalten.<sup>31</sup>

Für die Diakonissen aus dem Mutterhaus Sarepta in Stanislau ergab sich ebenfalls eine glückliche Fügung. Unter Vermittlung der Oberin Auguste Mohrmann vom „Kaiserswerther Verband deutscher Diakonissenmutterhäuser“ kommt es zu einem Zusammenschluss mit dem Mutterhaus „Ariel“ in Wolfshagen. In der kleinen Ortschaft

Wolfshagen, im damals so genannten Warthegau und nahe dem pommerschen Schneidemühl gelegen, existierte seit 1909 eine Anstalt der Inneren Mission, die sich der Pflege und der Förderung von körperlich behinderten Kindern und Jugendlichen annahm. Für die Betreuung und Pflege der Zöglinge hatte man ebenfalls ein eigenes Diakonissenmutterhaus gegründet, dem man den Namen „Ariel“ gab. Die Rechtsform dieser Anstalt ist diesmal klar definiert, sie ist die eines eingetragenen Vereins mit einer Satzung, einer regelmäßig einberufenen Mitgliederversammlung und einem gewählten Vorstand.<sup>32</sup> Als eigentlicher Initiator des Werkes darf sicherlich ein Graf von der Goltz betrachtet werden, ein kirchlich gesonnener Gutsbesitzer aus der nahen Umgebung. Er und nach ihm sein Sohn übernehmen den Vorsitz, und als letzterer 1944 in Russland fällt, stellt sich Pastor Kurt Eichstädt aus Bromberg zur Verfügung und wird die Leitungsfunktion bis 1952 behalten, als das Diakonissenmutterhaus mit seiner Übersiedlung nach Göttingen-Weende noch einmal einen Neubeginn wagt.

Eine Vereinigung der beiden Diakonissenmutterhäuser aus Stanislau und Wolfshagen zu einem gemeinsamen Mutterhaus hatte sich nahe gelegt, als man in Wolfshagen eine neue Oberin brauchte. Die bisherige Oberin, Margarete Pich, hatte die Anstalt, die seit dem Polenfeldzug von 1939 wieder zum Deutschen Reich gehörte, eigenmächtig den neuen nationalsozialistisch ausgerichteten Behörden unterstellt. Der Vorstand des Trägervereins reagierte, indem er die bisherige Oberin ob ihres eigenmächtigen Handelns ihrer Stellung enthob. Und Graf von der Goltz (d.J.) gelang es sogar zusammen mit Pfarrer Kurt Eichstädt, die ungesetzliche Übereignung der Anstalten in Wolfshagen wieder rückgängig zu machen.

An die Stelle der abgesetzten Oberin wird nunmehr, vermittelt vom Kaiserswerther Verband der deutschen Diakonissenmutterhäuser, Martha Zöckler, Tochter von Theodor und Lillie Zöckler, zur neuen Oberin im „Diakonissenmutterhaus Ariel - Kinderkrüppelpflege und Erziehungsanstalt e.V.“ (so der komplette Name) berufen.<sup>33</sup> Martin Zöckler, der jüngste Sohn des Ehepaars Zöckler, übernahm eine Pfarrstelle in der Nachbarschaft von Wolfshagen, die es ihm möglich

machte, zugleich als Anstaltspfarrer die geistliche Betreuung der Diakonissen wahrzunehmen.

Es müssen wohl relativ ruhige Jahre gewesen sein, die den Schwestern des Mutterhauses hier beschieden waren.<sup>34</sup> Um so schlimmer gestaltete sich dann das Ende, als man im Januar 1945 Hals über Kopf vor der näher rückenden Sowjetarmee fliehen musste – unter Mitnahme aller Behinderten, die man teilweise noch in ihren Gipsbetten liegend zu transportieren hatte. Ein kleiner Rest der Schwestern konnte sich gerade noch im letzten Moment in Sicherheit bringen. Am Ende aber werden sich dann doch noch alle – wenn auch nach einer Flucht, die wie ein Alptraum war – im norddeutschen Stade wieder zusammenfinden.<sup>35</sup>

### Zuflucht in Stade und Suche nach einem neuen Mutterhaus

Die Flucht aus Wolfshagen hat also schließlich in das niedersächsische Stade an der Elbe geführt. Ein Güterwagen wird umgeleitet und setzt, in Stade angekommen, zunächst einmal ca. 50 Personen ab. Behinderte, Kranke und Kinder konnten in verschiedenen dazu geeigneten Heimen und Heilanstalten untergebracht werden. Die kleine Schar der Diakonissen unter der Leitung von Martha Zöckler<sup>36</sup> findet zuerst in einem Hilfskrankenhaus und ein halbes Jahr später im Städtischen Krankenhaus Stade ein neues Tätigkeitsfeld. Theodor Zöckler mit Frau, weitere Familienmitglieder und andere mit dem Diakonissenmutterhaus verbundene Personen finden sich bis zum Frühjahr ebenfalls ein. Und auch Sohn Martin, im Herbst 1944 an die Front geschickt und dort durch einen Beinschuss schwer verwundet, stößt im August 1945 in Stade dazu. Seine Beinverletzung, an der er noch lange zu laborieren hat, wird für den Rest seines Lebens ein Handicap bleiben.

Sein Vater Theodor Zöckler rafft noch einmal seine Kräfte zusammen, obwohl es ihm bitter schwer und immer noch schwerer wird, sich wieder aufs Neue den bei ihm Hilfe und Rat suchenden

Galizern zur Seite zu stellen. Der Strom der Briefe schwillt an. Er selbst verschickt Antwortschreiben und Rundbriefe an „seine“ Galizierdeutschen und setzt seine Kenntnisse und Verbindungen ein wo er nur kann. So gelingt es ihm beispielsweise, in dem einen oder anderen Falle auseinander gerissene Familien wieder zusammen zu führen.<sup>37</sup> Ein Hilfskomitee für die Galizier wird gegründet, an dessen Arbeit er noch bis 1948 mit seinem Wissen und seinen Erfahrungen und mit dem moralischen Gewicht seines Namens mitwirkt. Sein Weg in den Tod sei, wie seine Ehefrau Lillie berichtet, dunkel und schwer gewesen. Nicht nur, dass er daran litt, zuletzt kaum noch sehen und gar nichts mehr hören zu können, auch seine Seele hat offenbar noch viel innere Dunkelheiten, schwere Träume, Depressionen, Schuldgefühle u.a.m. durchschreiten müssen, bis er am 18. September 1949 schließlich verstarb und seine letzte Ruhestätte auf dem Horstfriedhof in Stade fand.<sup>38</sup>

In der Mitgliederversammlung des „Diakonissenmutterhauses Ariel e.V.“ vom 15.11.1949 in Stade wird des heimgegangenen D. Theodor Zöckler, „des geistlichen Vaters auch unseres Werkes, in dessen Geist und Sinn es weitergeführt werden soll“, noch einmal ausdrücklich gedacht. Und eine Änderung des Mutterhaus-Namens in „Zöcklersche Anstalten, Diakonissenmutterhaus Ariel e.V. Stade“, wird vorgenommen, „um damit deutlicher zum Ausdruck zu bringen, dass das Werk Fortsetzung der Stanislauer Anstalten ist.“<sup>39</sup>

Und wie sich herausstellt, besitzt in der Tat selbst dieser kleine Ableger des einstmaligen großen Anstalts-Werkes in Stanislau immer noch Vitalität genug, um seinen Blick auch wieder nach vorne zu richten. Bereits im Herbst 1946 hatte die Stadt Stade Martin Zöckler und den Seinen drei ehemalige Wehrmachtsbaracken überlassen. Das Gelände, auf dem sie standen, hatte ursprünglich zu „Gut Hahle“, einem größeren landwirtschaftlichen Betrieb, gehört. Und obwohl die Baracken mit ihren Steinfußböden nur denkbar primitive Unterkunft bieten konnten, begründet Zöcklers Sohn Martin in ihnen ein Altenheim. Es beherbergt bald an die 80 alt gewordene Flüchtlinge, die aus Ost- und Westpreußen und aus Schlesien kommen. Am 31. Oktober 1946 wurde es eingeweiht und blieb bis 1964



unter der Leitung einer Diakonisse bestehen. Martins Vater Theodor Zöckler hatte diesen Neuanfang noch miterlebt. Er muss ihm wohl wie ein in die Erde gesenktes Samenkorn erschienen sein, von dem er gehofft haben mochte, dass es wie einst in Stanislaw zu einem stattlichen Baum heranwachsen werde. Von der festen Absicht, dem Dienst der Schwestern eine neue Perspektive zu geben, zeugt auch die Krankenpflegeschule, die 1947 eingerichtet wird, um den benötigten Nachwuchs an Schwestern zu gewinnen.

Das größte Problem, unter dem das Diakonissenmutterhaus Ariel in Stade zu leiden hatte, bleibt jedoch der Umstand, dass es in Stade nicht gelungen ist, ein eigenes „Mutterhaus“, hier als Gebäude verstanden, zu finden. Die Diakonissen leben großenteils nach wie vor in angemieteten Privatquartieren. Für eine Schwesternschaft, deren Mitglieder um des Dienstes willen ehelos leben, bleibt das konkrete Zusammenleben in einer Glaubens- und Dienstgemeinschaft unter ein und demselben Dach auf Dauer unverzichtbar. Unter den mancherlei Überlegungen, eine solche Heimstätte zu gewinnen, hat die Idee, Gut Hahle entsprechend auszubauen, vielleicht den größten Charme besessen. Eine durchaus überzeugende Planskizze, angefertigt von der Hand eines Architekten, liegt vor; ein Ausbau zu einer umfassenden Diakonischen Anstalt hätte sich später problemlos anschließen lassen.<sup>40</sup>



Martin Zöckler im Gespräch mit Flüchtlingen

Man hatte schon Gärten angelegt, eine Scheune wurde errichtet, um wie schon früher in Stanislaw und Wolfshagen eine eigene Landwirtschaft betreiben zu können. Sogar die ersten Verhandlungen für eine Finanzierung wurden geführt und dies auch durchaus nicht ohne Aussicht auf Erfolg. Für den Einstieg in dieses Projekt scheint eigentlich nur noch gefehlt zu haben, dass die Stadt Stade ihrer Zusage nachgekommen und den Flüchtlingen, die in den übrigen Baracken ihren Unterschlupf gefunden hatten, zu einem Umzug in andere Quartiere behilflich gewesen wäre.

### Der Ruf nach Göttingen-Weende – Anspruch und Wirklichkeit

Das lange Verhandeln und Warten hat wohl auch ungeduldig gemacht. Da mag es wie eine gute Fügung empfunden worden sein, als Ende Januar 1951 eine Alternative in der Gestalt des Rufes an das neu gegründete Ev. Krankenhaus in Weende bei Göttingen auf dem Tisch lag. Der entscheidende Schritt, das Arbeitsfeld der Diakonissen des Mutterhauses Ariel nach Göttingen-Weende zu verlagern, wird in der Vorstandssitzung am 16. Februar 1951 getan. Anhand des Protokolls lässt sich recht gut nachvollziehen, welche Gedanken und Empfindungen die Beteiligten damals geleitet haben, als sie sich entschlossen, dem Ruf zu folgen und noch einmal einen Schritt in Neuland zu wagen. Zu Beginn der Sitzung erinnert der Vorsitzende Pastor Kurt Eichstädt an alle Versuche seit 1946, in oder in der Nähe von Stade geeignete Räumlichkeiten für das Diakonissenmutterhaus zu bekommen. Gerade erst am Vortag habe der Sozialausschuss des Landkreises Stade zusammen mit einigen leitenden Persönlichkeiten der Kreisaltersheime Gut Hahle einen Besuch abgestattet. Seinem Eindruck nach lasse dieser Besuch jedoch am ehesten auf ein gewisses Misstrauen gegenüber den Mutterhaus-Plänen schließen. Aus alledem werde daher ersichtlich, dass in absehbarer Zeit nicht damit zu rechnen sei, hier in Stade ein Mutterhaus zu bekommen.

Andererseits läge ja nun seit Ende Januar die erneute, diesmal dringlich gemachte Anfrage von Herrn Superintendent Johannes Schulze vor, dem Landesbevollmächtigten für die Innere Mission der ev.-luth. Landeskirche Hannovers, den Pflegedienst im 1950 neu eingerichteten Ev. Krankenhaus in Weende zu übernehmen.<sup>41</sup> Da die Rote-Kreuz-Schwestern, die die Pflegekräfte des Krankenhauses bisher stellten, für den Herbst dieses Jahres gekündigt hätten, befände man sich im Krankenhaus Weende in großer Verlegenheit, könne andererseits aber auch den Diakonissen einen noch leerstehenden Kasernenblock zur Verfügung stellen. Zudem bestehe auf Seiten der Krankenhausleitung, mit Herrn Dr. von Eickstedt an der Spitze, der dringende Wunsch, Diakonissen für den benötigten Pflegedienst zu gewinnen.

Zusammenfassend berichtet Kurt Eichstädt schließlich noch über die Eindrücke, die er in Weende in der persönlichen Begegnung mit den leitenden Herren des Krankenhauses gewonnen habe. Der Direktor des Krankenhauses, Dr. von Eickstedt (Sprengelebeauftragter im ev. Hilfswerk und führender Mitarbeiter im ev. Männerwerk der Landeskirche) sowie die Chefärzte, Prof. Dr. Herlyn, Prof. Dr. Ewig und die von ihnen berufenen Assistenzärzte seien, wie Eichstädt mitteilt, bewusste Christen.<sup>42</sup> An der Bereitschaft zu guter Zusammenarbeit sei nicht zu zweifeln, so würden zum Beispiel dem Mutterhaus im Vorstand des Krankenhauses von vornherein drei Sitze eingeräumt. Überhaupt sei die Bereitschaft im ganzen Kirchenkreis groß, das Mutterhaus Ariel so weit wie möglich zu unterstützen. Für Pastor Martin Zöckler schließlich sei vorgesehen, dass er zum Pfarrer einer Kapellengemeinde in Göttingen berufen werde. Damit würde dann auch seine Stellung in der hannoverschen Landeskirche geregelt sein.<sup>43</sup>

In der Aussprache, die sich an das von Pastor Eichstädt Vorgetragene anschließt, hebt Schwester Martha Zöckler noch einmal hervor, wie sehr die Verbundenheit und die Gemeinschaft der Schwestern untereinander danach verlange, konkret gelebt zu werden. Abgesehen davon, dass es in Stade Menschen gäbe, die über den Weggang der Schwestern trauern, steht doch die Freude über ein neu gewonnenes, eigenes Mutterhaus als Gebäude deutlich im Vordergrund. Martin Zöckler als Theologen bleibt es vorbehalten, die Entschei-

dung für einen Umzug nach Weende in einen geistlichen Rahmen zu stellen. Ihm ist es wichtig auszusprechen,

*„dass wir nicht selbst gesucht haben, in diese anscheinend sehr günstig gelagerte Arbeit zu kommen, sondern dass wir nach Göttingen gerufen werden.“*

Und sicherlich hat er damit nicht nur seiner eigenen Überzeugung sondern auch der der Schwestern Ausdruck verliehen.<sup>44</sup>

Eine zur Vorsicht mahnende oder gar warnende Stimme wird, jedenfalls hier, nicht laut. In den Materialien, die im Umkreis dieser Weichen stellenden Vorstandssitzung erhalten sind, hat sich als einziger Heinrich Leich, damals Verbandsdirektor des Kaiserswerther Verbandes, skeptisch geäußert. Leider sei er verhindert, an dieser kurzfristig einberufenen wichtigen Sitzung persönlich teilzunehmen. Er entschuldigt sich brieflich, flicht aber deutlich besorgt seine Bedenken in sein Schreiben mit ein.<sup>45</sup> Zunächst will er wissen, ob es denn wirklich und unwiderruflich gesichert sei, dass man das Kasernengelände nicht eines Tages doch wieder räumen müsse. Seine Vorsicht war übrigens keineswegs unbegründet. Als sich am 23. Mai 1949 die Bundesrepublik Deutschland konstituiert, geht das Kasernengelände mit seinen Gebäuden in den Besitz des Bundes über, welcher sich seinerseits die Optionen zu eigener Nutzung vorerst noch offen hält. Und ganz besonders nachdrücklich legt Heinrich Leich schließlich noch Martin Zöckler nahe, dass er (sinngemäß formuliert) bedenken möge:

*„Ihr seid nur ein kleines Mutterhaus – und vergesst nicht, dass das Krankenhaus in Weende nicht das eure ist.“*

Beide Bedenken markieren damit schon damals genau die beiden Probleme, die in der Zukunft dem „Diakonissenmutterhaus Ariel“ das größte Kopfzerbrechen bereiten werden.

Es gilt also sich von Beginn an im Klaren darüber zu sein, dass das Ev. Krankenhaus nicht nur eine eigene Entstehungsgeschichte hat, sondern in seiner Weiterentwicklung auch eine eigene Dynamik in sich birgt. Aus den 135 Patienten, die man im Oktober 1950



vom Gasthaus Rohns in die Kasernen bei Weende bringt, sind 1951 bereits um die 400 geworden. Und ob sich auf längere Sicht hin die jeweils spezifischen Interessen von Krankenhaus und Mutterhaus wirklich so reibungslos wie erwünscht miteinander verbinden lassen, wird sich auch erst noch erweisen müssen.

Das größte Manko aber, mit dem sich das Diakonissenmutterhaus Ariel praktisch von Anfang an herumschlagen muss, bleibt die tatsächlich nur geringe Anzahl an Diakonissen, die für den Pflegedienst im Krankenhaus bereit gestellt werden können. Den Umzug nach Weende machen 19 aktive Diakonissen und dazu einige Feierabendschwestern, wobei zu bedenken ist, dass auch einige unter ihnen zur Führung und zur Verwaltung des neuen Mutterhauses in Weende und den dort eingerichteten Schulen (Pflegevorschule und Krankenpflegeschule) benötigt werden. Ohne die Unterstützung von 15 weiteren Schwestern, Kaiserswerther Verbandsschwestern<sup>46</sup> oder auch freien Schwestern, hätte man also den Pflegedienst im Krankenhaus gar nicht erst aufnehmen können.<sup>47</sup>

Um aber der Reihe nach vorzugehen, zunächst noch ein kurzer Blick zurück auf die Entstehungsgeschichte des Ev. Krankenhauses in Göttingen-Weende.<sup>48</sup> Seine Gründung verdankt es vor allem der geographisch vorgegebenen Situation im Nachkriegsdeutschland. Die russisch besetzte Zone war nicht weit weg, und das Lager Friedland hatte bereits im Dezember 1945 seine Tore für alle, die aus dem Osten kamen, geöffnet.<sup>49</sup> In den Jahren 1947 und 1948 war insbesondere die Anzahl der Russlandheimkehrer zu einem wahren Menschenstrom angeschwollen. Zwanzig Prozent von ihnen, so hieß es, benötigten eine stationäre Behandlung. In Göttingen hatte man sich zunächst mit der provisorischen Einrichtung von Behelfskrankenhäusern in Schulen, aber auch in der Gaststätte „Rohns“, begnügen müssen. Das Hilfskrankenhaus Göttingen-Rohns war von Regierungsamtlicher Stelle (Bezirksflüchtlingsamt Hildesheim) am 1. Dezember 1945 für kranke Flüchtlinge und Heimkehrer eingerichtet worden. Als man dieses Krankenhaus von staatlicher Seite aus infolge fehlender finanzieller Mittel schon bald wieder aufgeben wollte, entschloss sich das Ev. Hilfswerk in Hannover, die medizinische Ver-

sorgung der Kranken, die (meist) über Friedland hierher gelangten, zum 1. April 1948 in eigene Regie zu übernehmen. Die bei dieser Gelegenheit angenommene Bezeichnung „Evangelisches Krankenhaus“ bleibt fortan unverändert, auch wenn der Standort des Krankenhauses schon bald vom „Rohns“ nach Weende verlegt werden muss. Ab dem Frühjahr 1951 wird das Krankenhaus schließlich als eingetragener Verein unter dem Namen „Ev. Krankenhaus Weende e.V.“ weitergeführt. Erster Vorsitzender des neu gegründeten Vereins wird Superintendent Johannes Schulze in Hannover, seines Zeichens Beauftragter der Hannoverschen Landeskirche für die Innere Mission. Eben er wird es dann sein, der den Kontakt mit dem Diakonissenmutterhaus Ariel in Stade herstellt, um es zu einer Übersiedlung in das Ev. Krankenhaus in Weende zu gewinnen.

Nur wenige Wochen nach der Übernahme des Hauses durch die Innere Mission wurde am 20. Juni 1948 die Währungsreform ausgerufen. Da damit natürlich auch wieder die Möglichkeit wuchs, mit einem Restaurationsbetrieb gutes Geld zu verdienen, verlangte die Brauerei Göttingen das Gasthaus „Rohns“ zu eigener Nutzung zurück. Weil aber nach wie vor in Göttingen Stadt und Landkreis ein hoher Bettenbestand benötigt wurde und weil man außer der Universitätsklinik zusätzlich noch ein Allgemeinkrankenhaus für erforderlich hielt, drang das niedersächsische Sozialministerium entschieden darauf, vorhandene Kapazitäten nicht wieder preis zu geben. So bot sich denn an, sich um die Weender Kasernenblöcke, vier an der Zahl und alle zu diesem Zeitpunkt ungenutzt, zu bemühen.

Der Weg bis zur Einrichtung des Ev. Krankenhauses in Weende, der dann schließlich doch noch zum guten Ende führte, hatte jedoch zunächst noch ein ziemlich dramatisches Intermezzo zu überwinden. Der Korea-Krieg brach aus und die Alliierten dachten daran, ihre militärische Präsenz wieder aufzustocken. Militärisch nutzbare Räumlichkeiten würden, so hieß es, nur noch mit einer 90-tägigen Kündigungsfrist vergeben.

Der für das neu zu gründende Ev. Krankenhaus als Chefarzt gewonnene Prof. Herlyn und der zum Verwaltungsdirektor bestimmte Dr. von Eickstedt gaben sich daraufhin am 9. Oktober 1950 zum

englischen Residenzoffizier, dem Brigadier Kenchington, um mit ihm über die Kündigungsklausel zu sprechen. Der General erklärte, dass eine solche Klausel für ein Krankenhaus praktisch ohne Bedeutung sei. Wäre eine Kaserne erst einmal in ein Krankenhaus umgewandelt, würde keine Besatzungsmacht mehr in der Lage sein, das Krankenhaus zu vertreiben. Er bäte jedoch aufs Dringlichste darum, innerhalb einer Woche vom „Rohns“ nach Weende umzuziehen, da sonst über die leerstehenden Kasernen anderweitig verfügt werden müsse.

Obwohl aufgrund der angedrohten Kündigungsfrist der Finanzierungsplan für die Gründung des Krankenhauses bereits obsolet geworden war, gaben die leitenden Herren nicht auf. In einer eilig einberufenen Generalversammlung fasste die Belegschaft insgesamt den Entschluss, ein Viertel ihres persönlichen Einkommens, wie hoch oder niedrig es sein mochte, bis auf weiteres einzusetzen, um damit erst einmal in der Lage zu sein, den geforderten Umzug tatsächlich in Angriff nehmen zu können.<sup>50</sup> Der Umzug selbst ging dann zügig vonstatten, bis zum 20. Oktober waren in ununterbrochener Tag- und Nachtschicht mit einem einzigen Lastwagen 135 Patienten vom Rohns nach Weende verlegt.<sup>51</sup> Und was die Einrichtung und die Ausstattung dieser neu bezogenen Krankenhausräume betraf, hatte es auch nicht an fleißigen Händen gefehlt. Kirchengemeinden setzten sich ein, in Nähstuben wurden Gardinen genäht, aus Brettern Nachtschränken fabriziert u.a.m.. Ein ganzer Trupp von christlichen Jugendlichen des amerikanischen „Brother Service“ (Kriegsdienstverweigerer aus den USA) stellte sich zu freiwilliger Mithilfe ein und strich die Wände neu an. Und der Sozialminister Pastor Heinrich Albertz aus Hannover, der das Krankenhaus am 1. Advent besuchte, versprach, von der Eigeninitiative vor Ort beeindruckt, einen weiteren Zuschuss von 100.000 DM. 1951 schließlich geht dann die Trägerschaft des Krankenhauses vom Ev. Hilfswerk in die eines eingetragenen Vereins über.

Als sich der Vorstand des Diakonissenmutterhauses Ariel entschloss, mit Wirkung vom 1. Oktober 1951 dem Ruf nach Weende zu folgen, war der in mancher Hinsicht nach wie vor mehr als

provisorische Zustand des Krankenhauses allerdings längst noch nicht behoben. Nach all den Vorgesprächen, Besichtigungen und Verhandlungen muss man sich fast ein wenig wundern, wie erschrocken das Gros der Neuankömmlinge offenbar war, als sie ihr künftiges Arbeitsfeld in aller Ausführlichkeit selbst in Augenschein nahmen.<sup>52</sup>

Doch erst einmal das Erfreuliche! Die neue Heimat, Haus 3 in der Reihe der parallel zueinander gestellten vier ehemaligen Kasernenblöcke, steht bereit, mit neuem Leben erfüllt zu werden. Man ist nicht ganz ohne Wehmut aus einem inzwischen vertraut gewordenen Umfeld aufgebrochen. Wieder einmal hatte man alles, was gewachsen war, aufgeben und zurücklassen müssen. Und doch hat die Freude zunächst überwogen – endlich ein eigenes Mutterhaus! Als der Bus gegen Abend des 29. September in Weende eintrifft, wird das jetzt wieder möglich gewordene Leben in der Gemeinschaft der Schwestern frohen Mutes mit einer Dankandacht im neu entstandenen Kirchsaal begonnen.

Die neue Heimat wird also gerne angenommen. Die Baulichkeiten bieten erstaunlich viel Raum, allerdings müssen sie auch sehr vielen, dazu recht unterschiedlichen Gruppen von Menschen Unterkunft geben. In das Parterre zieht der Pfarrer mit seiner Familie (4 Buben) ein, dazu der Hausmeister und die Schülerinnen der Krankenpflegeschule, die sich jeweils zu sechst ein Zimmer teilen. Unter den gleichen Bedingungen wie die Schülerinnen der Krankenpflegeschule leben im Stockwerk darüber bald auch die Schülerinnen der Pflegevorschule, die hier in Weende neu gegründet wird. Ebenfalls im 1. Stockwerk liegen die Zimmer der Feierabendschwestern, wie man die Diakonissen im Ruhestand nennt. Und die aktiven Schwestern teilen sich jeweils zu zweit einen Raum im 2. Obergeschoss. Wirtschafts- und Versammlungsräume braucht man natürlich ebenfalls, genauso wie einen Kirchsaal, nicht zu vergessen die Unterrichtsräume für die Schulen. Was uns aus heutiger Sicht als recht beengt und provisorisch vorkommen mag, wurde so kurz nach dem Kriege noch mit ganz anderen Augen wahrgenommen.

„Damals waren (wir) alle froh, dem Barackendasein entflohen zu sein und gepflegte Räume bewohnen zu können.“<sup>53</sup>

Sehr anders davon fiel dann jedoch, wie bereits angedeutet, die Reaktion der Schwestern aus, als sie sich ihr künftiges Arbeitsfeld im Krankenhaus genauer anzuschauen begannen. Hatte man vorher in Stade in einem etablierten städtischen Krankenhaus Dienst getan, so hatte das Weender Krankenhaus ja erst vor kurzem und praktisch vom Stande Null aus seinen Betrieb aufgenommen. Nach wie vor fehlte es selbst an den notwendigsten Dingen. So musste man etwa, aus Mangel an Sterilisationsgeräten, Spritzen im Kochtopf sterilisieren. Frisch Operierte mussten auf Tragen das Treppenhaus hoch oder runter transportiert werden. Fließend Wasser gab es in jedem Stockwerk nur an den Enden der langen Flure, in Zinkeimern wurde es herbei und zum Ausguss wieder zurück geschleppt. Anstelle elektrischer Klingeln für den Notfall standen nur große, per Hand zu bedienende Schellen („Kuhglocken“) zur Verfügung. Trostlos wirkende Krankenzimmer waren mit 10 bis 12 Patienten belegt, Kleiderhaken ersetzten Schränke, ein Stuhl einen Nachttisch. Und die Reinigung der gebohnerten und schon ganz schwarz gewordenen Fußböden sowie das Scheuern der Fliesen in den Fluren war mühsam. „Manche von unseren jungen Schwestern“, so stellt eine Chronistin fest, „haben das alles nicht durchgehalten und uns schon bald verlassen“, wengleich auch ein gewisser Stolz auf den Pioniergeist der ersten Jahre aus dem Bericht hindurchschimmert.<sup>54</sup>

Wie dem auch gewesen sein mag, der Alltag in Weende beginnt. Diakonisse Leni Zöckler, bereits in Stade zur neuen Oberin für das Diakonissenmutterhaus Ariel ausersehen, wird am 31. Oktober 1951 feierlich in ihr neues Amt eingeführt. Sie löst darin ihre Schwester Martha Zöckler ab, die ihrerseits der Berufung zur Oberin im Diakonissenmutterhaus Bremen folgt.<sup>55</sup> Parallel zum Amt der Oberin im Mutterhaus übernimmt Leni Zöckler in Weende jetzt auch die leitende Position einer Oberin im Pflegedienst des Ev. Krankenhauses.

Mit dem Gestellungsvertrag von 1952 hat sich das Diakonissenmutterhaus dazu verpflichtet, für die Versorgung des Krankenhauses mit weiblichen Pflege- und Arbeitskräften einzustehen. Im Gegenzug dazu zahlt das Krankenhaus den Pflegesatz, der dem Einsatz der Diakonissen entspricht, an das Mutterhaus aus, sodass dasselbe im Stande ist, für die Versorgung seiner Diakonissen in vollem Umfang, also einschließlich einer Altersversorgung, aufzukommen. Die einzelne Diakonisse begnügt sich mit einem Taschengeld, darf aber alle Sorgen um ihr Auskommen voll und ganz dem Mutterhaus überlassen. Es leuchtet ein, dass solch ein wechselseitiges Geben und Nehmen in einem Zusammenwirken von Krankenhaus und Mutterhaus nur so lange glücken kann, wie es tatsächlich eine ausreichend hohe Anzahl von Mädchen und Frauen gibt, die sich zum Dienst als Diakonisse berufen fühlen.

Es wird kein leichter Weg werden, dem sich das Mutterhaus Ariel im Kampf um seinen Selbsterhalt jetzt stellen muss. Und in mancher Hinsicht wird es zugleich ein für sein Zeitalter recht charakteristischer Weg sein, der jetzt in Weende dem Mutterhaus Ariel vor den Füßen liegt, auch wenn ihn die in den Werdegang hinein verwickelten Menschen immer ganz individuell erleben. Mit den gleichen oder doch ähnlichen Fragen und Problemen haben nach 1945 auch andere Diakonissenmutterhäuser zu ringen gehabt, wobei für die Mutterhäuser, die aus dem Osten geflüchtet waren, noch durchweg der Verlust des eigenen Vermögens hinzukam.

Der erste Sitzungstag des Trägervereins, der ja nach wie vor existiert, wird für den 26. Februar 1952 einberufen. Nach alter Gewohnheit tritt am Vormittag der Vorstand und am Nachmittag die Mitgliederversammlung zusammen. Bisherige Vereinsmitglieder scheiden aus, neue Mitglieder, nun aus dem Göttinger Umfeld, werden aufgenommen. Der Verein muss sich in das Vereinsregister in Göttingen eintragen lassen und bekommt jetzt den Namen, den er, bis auf den später hinzu gefügten Hinweis auf das Hospiz, noch heute trägt: „Diakonissenmutterhaus Ariel (Zöcklersche Anstalten) Göttingen-Weende e.V.“

Zum neuen Vorsitzenden des Vereins wird Ministerialdirektor

Otto Baumann aus Hannover gewählt.<sup>56</sup> Wie in den Vorgesprächen vor dem Umzug nach Weende vereinbart, werden der Verwaltungsdirektor des Krankenhauses Dr. von Eickstedt und Chefarzt Prof. Dr. Herlyn in den Vorstand des Diakonissenmutterhauses aufgenommen, wie umgekehrt Leni Zöckler als neue Oberin des Mutterhauses und ihr Bruder, Pfarrer Martin Zöckler, ebenfalls Sitz und Stimme im Vorstand des Krankenhauses erhalten. Von den neu hinzugekommenen Mitgliedern seien hier stellvertretend als Repräsentanten des Göttinger Umfelds Superintendent Hans Wiesenfeldt, der Verlagskaufmann Günther Ruprecht und Frau Gräfin Ruth von Hardenberg genannt. Günther Ruprecht wird über viele Jahre hinweg die Rolle des Schatzmeisters übernehmen. Und in Frau Gräfin von Hardenberg gewinnt das Mutterhaus eine gute Freundin und Gönnerin, die auf dem Vorwerk Levershausen Räumlichkeiten zugunsten der Schwesternschaft freimacht – eine willkommene Möglichkeit für die Schwestern des Mutterhauses, sich dorthin zu Tagen der Stille und der Erholung oder zu Rüstzeiten zurück zu ziehen.

Aufhorchen aber lässt es, wenn Pastor Martin Zöckler schon gleich in der ersten Mitgliederversammlung in Weende auf die gegenwärtigen Aufgaben des Mutterhauses eingeht,

„unter welchen als Hauptaufgabe die Gewinnung des rechten Nachwuchses Vorrang haben wird.“<sup>57</sup>

Damit hat nun auch er schon gleich am Anfang das Thema angeschnitten, das sich in der Tat als Schicksalsfrage des Mutterhauses in Göttingen-Weende entpuppen wird.

Um dem Zweck der „Gewinnung des rechten Nachwuchses“ Genüge zu tun, wird alsbald eine Krankenpflegeschule eröffnet. Man



Krankenpflegeschule 1961

betrifft damit kein Neuland, denn neben den pflegerischen haben auch pädagogische Aufgaben schon in Stanislau und in Wolfshagen zum Auftrag der Schwestern gehört. Und in Stade hatte man ja ebenfalls schon eine Krankenpflegeschule unter der Leitung von Schwester Leni Zöckler betrieben. Insgesamt 9 ihrer Schülerinnen haben sogar die Reise von Stade nach Weende mitgemacht. Das Amt einer Schulleiterin übernimmt jetzt in Weende die Diakonisse Hildgard Seidel. Dem Ev. Krankenhaus in Weende ist die Einrichtung einer Krankenpflegeschule natürlich ebenso willkommen gewesen. Das Krankenhaus stellt die zusätzlich zu den staatlichen Zuschüssen nötigen Gelder bereit, das Mutterhaus seinerseits die Lehrkräfte für den laufenden Schulbetrieb. Die volle Kapazität der Ausbildungsplätze, die anfangs noch bei 24 Schülerinnen lag, wird rasch erreicht.<sup>58</sup>

Neben der Krankenpflegeschule wurde in Weende noch ein weiteres Schulprojekt initiiert: Das Mutterhaus richtete eine Pflegevorschule ein. Auch wenn dieser neue Schultyp nicht erst in Weende erfunden wurde, schu-

lich gesehen bedeutete er für das Mutterhaus Ariel einen Schritt, mit dem man Neuland betrat. Als Zielgruppe galten 15–17-jährige Mädchen, die man auf diese Weise nicht nur hauswirtschaftlich ausbilden, sondern zugleich befähigen wollte, anschließend in die Lehrgänge der Krankenpflegeschule hinüber zu wechseln. Mit dieser Vorschule wollte man insbesondere Töchter aus Kreisen der Empfänger der „Kriegsfolgehilfe“ erreichen, Mädchen also, die beispielsweise aus Familien von Aussiedlern kamen – oder auch solche Mädchen, die noch keinen Arbeitsplatz gefunden hatten und auf der Suche nach einer Berufsausbildung waren. Vorgeschiedene Lehrpläne gab es hier nicht, nur so viel war klar, dass eine solide Einführung in die praktische Haushaltsführung ge-

währleistet werden sollte. Und als Übungsfeld für die Praxis standen ja beispielsweise Räume, die geputzt werden mussten, mehr als genug zur Verfügung.<sup>59</sup>

Als dann 1965 ein neues Krankenpflegegesetz in Kraft tritt, wirkt sich das auch auf die Ausbildungsgänge für die sozialen Berufe aus. Im Zuge gesetzlicher Reformen verliert die Vorschule ihre Bedeutung als Vorbereitung für den Besuch der Krankenpflegeschule, während diese ihrerseits von der Aufwertung und der Neuordnung der pflegerischen Berufe profitiert. Finanzielle Gründe legen es nahe, dass die Vorschule ihren Betrieb zum 30. 9. 1974 einstellt.

Als ein weiteres großes Problemfeld, dem sich das Diakonissenmutterhaus Ariel jetzt auch in Weende wieder zu widmen hat, stellen sich mittlerweile dringlich gewordene Baumaßnahmen heraus. Vor allem den Schwestern, die noch aus Stanislaw stammten, dürfte das ständige Bauen und Erweitern in den Zöcklerschen Anstalten noch ziemlich gut in Erinnerung geblieben sein. In Stanislaw wurde eigentlich immer gebaut, und zuletzt in Stade hatte man ja auch schon Pläne entwickelt. Nun stand dergleichen also auch in Weende an. Das alte Mutterhausgebäude bedurfte inzwischen einer gründlichen Renovierung. Außerdem wollte man jetzt auch gerne die große Enge beheben, die darin herrschte, und überhaupt die Wohnqualität verbessern. Nicht zuletzt sollte der Schulbetrieb, von dem man sich ja den nötigen Nachwuchs für das Diakonissenmutterhaus erhoffte, so attraktiv wie möglich gestaltet werden.

Seit 1958 beginnt man, sich mit dem Gedanken an den Neubau eines Schwesternwohnheims zu beschäftigen.<sup>60</sup> Der entscheidende Schub, mit der konkreten Planung für einen Neubau beginnen zu können, ergibt sich daraus, dass die Bundesrepublik sich 1962 endlich bereit erklärt, das ehemalige Kasernengelände mit seinen Gebäuden zu annehmbaren Bedingungen zu verkaufen. Das Diakonissenmutterhaus Ariel erwirbt dabei nicht nur den Wohnblock Haus 3, den es seit 1951 bewohnt, sondern im Anschluss daran auch noch ein ganzes Stück des Außengeländes. Martin Zöckler hat sich in diesem Zusammenhang ungewohnt hartnäckig für diesen Ankauf eingesetzt. Er sah darin die Chance gewahrt, auf lange Sicht

ausreichend Freiraum für eine eigenständige Weiterentwicklung des Mutterhauses zu wahren. Sein Anliegen findet in der Vorstandssitzung vom 13. April 1961 Gehör, und der Entscheidung, auf einem nunmehr eigenen Grundstück innerhalb des Krankenhausgeländes ein neues Gebäude hochzuziehen, steht nichts mehr im Wege. Im Vorstand gilt dieser Vorsatz, wie nachzulesen, jetzt einem „Wohnheim für Schwestern, Schwesternschülerinnen und Pflege-Vorschülerinnen“. Und als der neue Wohntrakt schließlich am 15. Juni 1963 eingeweiht werden kann, wird er kurz und bündig nur noch als „Jugendwohnheim“ bezeichnet und ist jetzt vor allem dazu bestimmt, die Schülerinnen der beiden Schulen aufzunehmen. Aus- und Umbauten in den Räumlichkeiten des alten Mutterhausgebäudes haben zugleich auch für eine klare Verbesserung der Wohnqualität der



**Planung für das Schwesternwohnheim, erbaut 1963. Martin Zöckler mit Diakonissen über den Plänen.**

Schwestern gesorgt.

Dass sich das Mutterhaus mit den genannten Baumaßnahmen gehörig in Schulden stürzen würde, war zu erwarten gewesen. So schlägt denn auch der Schatzmeister des Vereins, Herr Günther Ruprecht, nach Fertigstellung des Jahresabschlusses von 1963 und dem Vorliegen eines externen Prüfungsberichtes Alarm, indem er

die finanzielle Situation des Mutterhauses hinsichtlich seiner Rentabilität wie auch der Liquidität „für äußerst gefährdet hält.“<sup>61</sup> Der Anteil an Fremdmitteln für den Erwerb der Grundstücke, den Um- und Neubauten sowie für die Beschaffung von Inventar betrage mehr als 66 % der Bilanzsumme insgesamt. Und allein für Tilgung und Zinsen seien nach damaligem Stand etwa 55.000 DM jährlich aufzubringen.

Die Alarmglocken klingen hier besonders schrill, signalisieren jedoch, wenn auch nicht immer in dieser Lautstärke, ebenfalls ein Dauerproblem. Immer wieder einmal hat das Mutterhaus in seiner Geschichte unter Schuldenlasten gelitten, für die Zöcklerschen Anstalten damals in Stanislaw war dieser Zustand zuletzt geradezu chronisch geworden. Und irgendwie war es, dank Gottvertrauen und Vater Zöcklers Geschick, dann wunderbarerweise doch wieder weiter gegangen. Ein über Jahre hinweg zermürbender Kampf um Zuschüsse, Spenden, Darlehen, Zinsen usw. bleibt aber auch hier in Weende den Verantwortlichen des Diakonissenmutterhauses nicht erspart.

Zu dem Problem schlechthin für die Zukunft des Diakonissenmutterhauses wächst sich jedoch immer mehr die geringer werdende Anzahl der Diakonissen aus, die aktiv im Weender Krankenhaus ihren Dienst verrichten. Die Zahlen zu der Entwicklung im Personalbereich, die Pastor Martin Zöckler am 2. Juli 1962 dem Vorstand im Jahresbericht für 1961 vorlegt, werden diesmal in aller Ausführlichkeit protokolliert. Zwar gibt es immer noch 34 Diakonissen, 10 von ihnen befinden sich allerdings schon im „Feierabend“. Von den übrigen 24 Schwestern, darunter 4 Probeschwestern, sind wiederum 8 im Mutterhaus (Verwaltung und Schulen) tätig. Eine Diakonisse steht nach wie vor dem Altenheim auf Gut Hahle vor, und eine weitere wirkt als Gemeindegewerkschaft in Hardeggen, einer Ortschaft nicht fern von Göttingen-Weende. In Weende angekommen, hat man zwar anfangs noch einige junge Schwestern als Diakonissen hinzugewinnen können. Mit der am 1. April 1960 vollzogenen Aufnahme einer jungen Schwester als Probeschwester für den Status einer Diakonisse bricht der Zuwachs jedoch bereits endgültig ab.<sup>62</sup> Was soll aus dem Mutterhaus werden, wenn es jetzt keinen Nach-

wuchs mehr gibt? Bildet doch, laut Gestellungsvertrag mit dem Krankenhaus, die Vergütung der Diakonissen gleichsam das finanzielle Rückgrat des Mutterhauses. An der Qualität der Schulen, die auf den Pflegeberuf vorbereiten, liegt es in Weende ganz sicher nicht. So bliebe denn eigentlich nur noch übrig, sich einzugestehen, dass sich die Zeiten geändert haben. Der Lebensentwurf einer sich selbst aufopfernden und in verzichtender Hingabe dienenden Diakonisse spricht eine junge Generation offenbar nicht mehr an.

Am 11. Juli 1966 beschäftigt sich der Vorstand in Weende wieder einmal ausführlich mit der Nachwuchsfrage. Das Protokoll hält dazu fest:

*„In der Aussprache wird darauf hingewiesen, dass die Jugend heute Freiheit beansprucht und keine Bindungen eingehen möchte. Andererseits könne der Ausweg nicht darin bestehen, die Lebensform der Diakonisse zu ändern in Richtung auf eine weniger strenge Form, vielmehr sei auch die heutige Jugend offen für ein Leben, das einen ganzen Einsatz und volle Hingabe verlangt.“*

Nun befindet man sich ja in Göttingen-Weende durchaus nicht als einziges Mutterhaus in der Situation, dass es an Nachwuchs mangelt. Im Kaiserswerther Verband der Diakonissen-Mutterhäuser ist man sich dieser Problematik schon seit längerem durchaus bewusst. Wichtige Impulse setzt die theologische Konferenz der Verantwortlichen des Kaiserswerther Verbandes vom 23.–26. Februar 1968 in Freudenstadt. Aufgebrochene Fragen nach der Zukunft der Mutterhaus-Diakonie in ihrer bisherigen Form werden hier in aller Offenheit angesprochen und diskutiert. Wie kann, wie muss sich Mutterhaus-Diakonie gestalten, wenn sie ihrem diakonischen Dienst in einer sich wandelnden Gesellschaft treu bleiben will? Es dürfte wohl kein Diakonissenmutterhaus des Kaiserswerther Verbandes gegeben haben, das nicht von diesen Fragen berührt worden wäre. Von alten und neuen Ordnungen ist jetzt vielfach die Rede, sowohl was die Strukturen von Mutterhäusern im Allgemeinen als auch, was die Lebens- und die Dienstordnung jeder einzelnen Diakonisse betrifft.<sup>63</sup>

Für die Sitzung des Mutterhaus-Vorstands am 8. Dezember 1970



in Weende hat Pastor Zöckler ein Papier vorbereitet, in dem er Denkanstöße und Vorschläge zu Reformen in der Mutterhaus-Diakonie darstellt, wie sie im Kaiserswerther Verband jetzt allenthalben erörtert werden. Pastor Zöckler greift also ebenfalls das Thema von Schwesterngemeinschaften alter und neuer Ordnung auf. Er gibt dabei auch die Frage des Kaiserswerther Verbandes weiter, ob es nicht denkbar und möglich sei, aller Unterschiede von Ordnungen uneingedenk, in ein- und demselben Dachverband, ja vielleicht sogar innerhalb ein- und desselben Mutterhauses gemeinsam leben und wirken zu können? Genüge es nicht als alle einendes Band, durch den Ruf Jesu Christi zu dienender Liebe bestimmt zu sein?

Seine eigene Stellungnahme beginnt Martin Zöckler mit einem Hinweis. Er weiß von anderen, sehr viel größeren Diakonissenmutterhäusern zu berichten, die ihrerseits bereits Erfahrungen mit der Einführung neuer Leitbilder und Strukturen des Diakonissendienstes gesammelt haben. Was jedoch Zöcklers Meinung zufolge in Mutterhäusern mit mehreren hundert Diakonissen möglich sein mochte, verbiete sich seiner Ansicht nach von vornherein für ein so kleines Mutterhaus, wie es das Diakonissenmutterhaus Ariel hier in Weende sei.<sup>64</sup> Die Aussprache, die sich an den Bericht Martin Zöcklers anschließt, begnügt sich dann damit, die wirtschaftlichen Konsequenzen im Falle eines Übertrittes von jüngeren Diakonissen zur Verbandsschwesternschaft zu diskutieren.

Nun hatten sich in der Tat schon im Sommer 1970 einige jüngere Diakonissen mit sehr persönlichen Fragen nach ihrer Zukunft als Diakonisse im besonderen und nach einem Weiterbestehen des Mutterhauses Ariel im allgemeinen bemerkbar gemacht. Daran anknüpfend war es am 16. September d.J. zu einem Gespräch in kleiner Runde mit Pastor Zöckler, Pastor Brandt, Oberin Leni und zwei der jüngeren Schwestern gekommen.<sup>65</sup> Seitens der Leitung wird zugesichert, noch intensiver als bisher geistliche Angebote in das Gemeinschaftsleben der Schwestern einzubringen. Insbesondere im Hinblick auf die Schülerinnen der beiden Schulen sei hier ein Mangel eingestehen. Man denke dabei an Rüstzeiten zu Beginn der Ausbildung, beim Zwischenexamen und nach dem Abschluss. „Nur dann

können wir hoffen, dass einzelne bei uns bleiben.“ Man wünscht sich zudem einen zweiten Pastor, der sich ganz dieser Aufgabe an der Jugend und der Werbung von Nachwuchs annehmen soll. Zu den drängenden Fragen der jüngeren Diakonissen zu ihrer eigenen Zukunft wird bei diesem Gespräch vorgeschlagen,

*„ein Arbeitspapier „Bericht zur Lage“ auszuarbeiten, in welchem der Ernst der Situation in voller Offenheit dargelegt wird (und) mögliche Ansätze für einen neuen Anfang aufgezeigt werden. Damit kann man dann an andere herantreten: unseren Vorstand, die Innere Mission Hannover, die Landeskirche, den Kaiserswerther Verband usw.“*

In der Folge treten dann einige jüngere Schwestern von dem Versprechen, das sie als Probeschwestern in Vorbereitung auf eine Aufnahme in den Status der Diakonisse gegeben haben, wieder zurück. Wie aus mündlicher Quelle zu hören ist, habe man es sogar akzeptiert, dass die Schwestern diesen Schritt vollzogen haben – wie denn die jungen Schwestern ihrerseits auch keineswegs willens waren, dem Mutterhaus Ariel den Rücken zu kehren. Sie bleiben der Arbeit in Weende als Kaiserswerther Verbandsschwestern treu, nehmen weiterhin am gemeinsamen Leben der Schwesternschaft teil und können, wenn sie das wollen, im Mutterhaus auch weiterhin wohnen bleiben.

Wie also lässt sich möglicherweise doch noch der Dienst der Diakonissen so gestalten, dass er anziehend wirkt? Diese Frage liegt Pastor Zöckler auch weiterhin auf der Seele. Um das geistliche Angebot für die Schwestern verbessern zu können, fasst er sogar den Gedanken, zu diesem Zweck die Bildung einer Arbeitsgemeinschaft von Göttinger Pastoren anzuregen. Und wenn er die Anstellung einer weiteren Arbeitskraft zur Unterstützung des seelsorgerlichen Dienstes im Krankenhaus für nötig hält, dann auch deshalb, weil er die Beschäftigung mit ethisch-religiösen Themen vordringlich schon im Unterrichtsplan der Krankenpflegeschule verankert sehen möchte. Die Landeskirche hat ein Einsehen und wird ab 1976 Pastor Hans-Martin Brandt diese Aufgabe anvertrauen. In der Zusammenarbeit

mit Pastor Zöckler im pastoralen Dienst (Gottesdienste, Seelsorge, Unterricht in der Krankenpflegeschule) nimmt er Impulse einer neuen Seelsorgebewegung auf, wie sie beispielgebend in den Niederlanden bereits zum Zuge kommen.

Die Personalsituation des Mutterhauses verschlechtert sich jedoch nur immer weiter. Die bisherige Oberin Leni Zöckler bittet 1972, aus Altersgründen von ihrem Amt entbunden zu werden. Ihre Nachfolge tritt Diakonisse Hildegard Seidel an. Als diese dann ihrerseits einige Jahre später Entlastung von ihren Aufgaben braucht, steht im eigenen Diakonissenmutterhaus niemand Geeignetes mehr zur Verfügung. So entschließt sich der Vorstand 1982, eine dem Haus verbundene, jedoch als Sozialarbeiterin ausgebildete Dame, Frau Gotelind Kuhlmann, als Hausleiterin einzustellen.<sup>66</sup> Als 1991 auch sie aus Altersgründen ihren Dienst quittiert, wird Diakonisse Annemarie Pftzing aus dem befreundeten Mutterhaus Kassel als letzte Oberin in das Diakonissenmutterhaus Ariel in Göttingen-Weende kommen.

Was aber ist bis dahin aus den übrigen alt und zum Teil auch krank gewordenen Diakonissen geworden? Bei ständig weiter schrumpfender Anzahl derer, die noch im Vollbesitz ihrer Kräfte sind, wird das Problem einer angemessenen Unterbringung und Versorgung der anderen natürlich immer dringlicher. Im Jahre 1977 gibt es noch 19 Diakonissen, die dem Mutterhaus angehören, 14 von ihnen sind jedoch bereits über 65 Jahre alt. Und wenn das Mutterhaus in den letzten Jahren seine Jahresabschlüsse überwiegend noch hatte decken können, dann nur durch teilweise Weiterarbeit jener Diakonissen, die schon älter als 65 waren. Ein Vorschlag zur Lösung dieses Problems kommt diesmal vom Diakonischen Werk in Hannover. Ende Januar 1977 geht ein Papier aus Hannover ein, das sich mit der „zukünftigen Alterssicherung der Diakonissen im Mutterhaus Ariel in Göttingen-Weende“ beschäftigt.<sup>67</sup> Die Grundidee besteht darin, ein eigenes Alten- und Pflegeheim einzurichten. Um sich den Vorschlag des Diakonischen Werkes zu eigen zu machen, muss zunächst einmal ein Verein gegründet werden, der den Betrieb eines Pflege- und Altenheimes übernimmt und dann die dazu benötigten

Baulichkeiten vom Diakonissenmutterhaus Ariel pachtet. Die alt gewordenen Schwestern könnten dort einziehen, und das Mutterhaus würde dank der anfallenden Pflegegelder damit die Altlast der unzureichend versorgten altgewordenen Diakonissen los. Außerdem sei davon auszugehen, dass die Mieteinnahmen, die das Mutterhaus aus einem Pflege- und Altenheim mit etwa 50 Plätzen erzielen würde, die dem Mutterhaus verbleibenden Ausgaben für Tilgung und Zinsen decken könnten. Allerdings dürfe das Mutterhaus dann selbst keine eigene Arbeit mehr betreiben. Es bestehe damit jedoch weiterhin und müsse daher auch nicht die Schulden in Höhe von 600.000 DM vorzeitig wieder zurückzahlen.

Damit liegt wieder einmal eine Thematik auf dem Verhandlungstisch, die den Vorstand des Mutterhauses noch über eine geraume Zeit hinweg beschäftigen wird. Am 12. Mai 1977 stimmt der Vorstand des Mutterhauses dem Vorhaben grundsätzlich zu. Der erste Schritt, der die Gründung eines Vereins „Ev. Alten- und Pflegeheim“ vorsieht, wird zwar nicht ohne Bedenken aber doch mangels einer besseren Alternative in die Wege geleitet. Und wie empfohlen, wird damit zugleich beschlossen, dem neu geschaffenen Trägerverein des künftigen Pflege- und Altenheimes mit dem „Mutterhaus Ariel“ als einer juristischen Person beizutreten. Des Weiteren entscheidet der Vorstand, wie ebenfalls zur Bedingung gemacht, den Gestellungsvertrag mit dem Ev. Krankenhaus Göttingen-Weende zum 31.12.1977 zu kündigen. Von der Hannoverschen Landeskirche kann man wenig später sogar erreichen, dass sie die Zahlung von Tilgungsraten und Zinsen für die Schulden des Mutterhauses solange selbst übernimmt, bis der Betrieb des Pflege- und Altenheimes diesen Posten durch eigene Einnahmen abdecken kann. Detaillierte Planungen setzen ein, man bemüht sich um ausgearbeitete Vorschläge zu den Baumaßnahmen, Kostenvoranschläge werden ermittelt, Anträge für die Baugenehmigung werden gestellt und Zuschüssen werden beantragt. Als Standort der neu zu schaffenden Einrichtung geht man dabei nach einigem hin und her schlussendlich von einer grundlegenden Umgestaltung des bisherigen Diakonissenmutterhauses aus. Allerdings haben sich mittlerweile auch



Stimmen zu Wort gemeldet, die die Chance einer baulichen Erweiterung des Krankenhauses gewahrt sehen möchten. Und wer auch nur einen Blick auf den Lageplan der Gebäude wirft, erkennt sofort, wie sinnvoll es aus Sicht des Krankenhauses wäre, Haus 3 in eigene Regie zu übernehmen. Vom Ev. Krankenhaus veranlasst, erstellt das „Deutsche Krankenhaus Institut“ ein Gutachten, das die Interessen des Krankenhauses stützt. Eine gemeinsame Sitzung der Vorstände des Ev. Krankenhauses, des gerade erst neu gegründeten Trägervereins für das geplante Ev. Alten- und Pflegeheim sowie des Diakonissenmutterhauses am 5. Juli 1979 soll Klärung bringen. Zu mehr als einem vermutlich streckenweise auch emotionalen Meinungsaustausch ist es in dieser Versammlung allerdings nicht gekommen und hat es in dieser Zusammensetzung auch gar nicht kommen können. Als die höchste Hürde für das Mutterhaus erweist sich schließlich, dass ein neuer Dezernent für das Krankenhauswesen im Sozialministerium in Hannover mit einmal schwerwiegende Bedenken wider die Pläne des Diakonissenmutterhauses erhebt, ein Alten- und Pflegeheim in der unmittelbaren Nachbarschaft des Ev. Krankenhauses einzurichten. In Reaktion darauf erklärt sich der Vorstand des Mutterhauses grundsätzlich dazu bereit, das bisherige Mutterhausgebäude an das Krankenhaus abzutreten und bietet an, stattdessen das so genannte „Jugendwohnheim“ zu seinem künftigen Wohnsitz umzugestalten. Nachdem sich jedoch herausstellt, dass jetzt auch das Krankenhaus in den nächsten 5-10 Jahren nicht damit rechnen kann, mit dem Umbau von Haus 3 ein weiteres Bettenhaus genehmigt zu bekommen, bleibt bis auf weiteres alles beim Alten. Nur dass ab jetzt vom Aufbau eines Ev. Alten- und Pflegeheims in größerem Stil und für eine größere Allgemeinheit nie mehr die Rede ist.

Die Schwestern im „Feierabend“ bleiben am Ende auf ihren Wunsch hin wie bisher in ihrem altgewohnten Mutterhaus wohnen. Ihre Unterbringung beschränkt sich, weil sie so wenige sind, jetzt auf die Räume im 2. Stock und im Dachgeschoss. Der Kirchsaal wird in das Erdgeschoss verlegt und ein Balkon im zweiten Stockwerk kommt neu hinzu. Die erforderlichen Maßnahmen werden im Juni 1980 veranlasst. Das einstmals als Wohnheim für Schülerinnen

der Pflegevor- und der Krankenpflegeschule erstellte Gebäude wird der Verwaltung und Nutzung des Krankenhauses überlassen, wobei jetzt die Miete, die das Krankenhaus an das Mutterhaus zahlt, dem Mutterhaus seinerseits dazu dient, die nach wie vor vorhandenen Schulden zu tilgen.

Martin Zöckler tritt 1978 als Krankenhauspfarrer in den verdienten Ruhestand, übt aber sein Amt als „Anstalts-Geistlicher“, das er schon 1943 in Wolfshagen übernommen hatte, vorerst noch weiterhin aus und wird auch weiterhin dem Verein als Schriftführer dienen. Er hat es gewiss als Aufgabe seines Lebens verstanden, dem Geiste von Stanislaw und darin dem Vorbild des Vaters treu zu bleiben. Von der Übernahme der Trägerschaft eines Hospizes durch das „Diakonissenmutterhaus Ariel (Zöcklersche Anstalten) Göttingen-Weende e.V.“ hat er nichts mehr erfahren. Am 11. Januar 1988 ist er verstorben, sein Grab befindet sich auf dem alten Friedhof neben der St. Petri Kirche in Weende und innerhalb eines Areals, in dem auch viele der Diakonissen des Mutterhauses begraben liegen, die den weiten Weg von Stanislaw und Wolfshagen bis nach Göttingen mitgegangen sind und hier nun ihre letzte Ruhe gefunden haben.

Von Schwester Hildegard Seidel, der letzten Oberin aus den Reihen des Mutterhauses, wird berichtet, wie sehr sie sich darüber habe freuen können, in der Einrichtung eines Hospizes letztendlich doch noch eine Ausstrahlung jenes Impulses erkennen zu können, der ganz im Anfang einmal von Stanislaw im fernen Galizien ausging und dann über Wolfshagen und über Stade hinaus bis in die Gegenwart in Göttingen-Weende gewirkt hat und immer noch weiter wirkt.<sup>68</sup>

Unter dem Datum des 4. Dezembers 1990 lesen wir dann im Protokollbuch des Vorstands:

*„Der Vorstand begrüßt den Gedanken der Hospizgründung gerade zur Fortführung der Zöcklerschen Anstalten und beauftragt Herrn Pastor Langenbruch, unverzüglich mit der Planung zu beginnen.“*

Pastor Langenbruch tritt dem Trägerverein des Diakonissenmutterhauses Ariel bei, wird als Vorsitzender gewählt, und unter Beteiligung des Vorstands entsteht ein eigener Arbeitskreis „Hospiz“. Im

Jahre 1991 wird mit konkreten Vorbereitungen für die Einrichtung eines Hospizes begonnen. Ab 1992 tritt man mit Vorträgen, die sich mit Themen im Umkreis des Hospizgedankens beschäftigen, an die Göttinger Öffentlichkeit. Ein fester Förderkreis entsteht, und die ersten Interessierten werden von Pastor Paul Gerhard Langenbruch und Schwester Maria Ankermann auf ihren Einsatz als ehrenamtliche Mitarbeiter im Ambulanten Hospizdienst vorbereitet. Die Schaffung einer, wenn auch zunächst nur halben, Stelle für die Leitung des Ambulanten Dienstes wird durch eine Arbeits-Beschaffungs-Maßnahme möglich, und 1997 kann schließlich auch das Stationäre „Hospiz an der Lutter“ seine Pforte öffnen.

#### **Vom Einfluss des Diakonissenmutterhauses Ariel auf das kirchliche Leben in der Region von Süd-Hannover**

Wie bereits dargelegt, hatte das „Diakonissenmutterhaus Ariel (Zöcklersche Anstalten) e.V.“ in Stade sich am 16. Februar 1951 dazu entschlossen, dem Ruf des Ev. Krankenhauses nach Weende vor den Toren Göttingens zu folgen, um den dort dringend benötigten Pflegedienst an den Patienten zu übernehmen. Letzter Auslöser, diesen Entschluss zu fassen, dürfte der Brief gewesen sein, den Superintendent Johannes Schulze, Beauftragter der Hannoverschen Landeskirche für die Innere Mission, am 27. Januar d. J. an Pastor Martin Zöckler gerichtet hatte. Wenn seine Anfrage dabei in Stade sogleich offene Ohren fand, dann sicher vor allem deshalb, weil er verbindlich versichern konnte, in Weende stehe ein ganzer Gebäudeblock des ehemaligen Kasernenkomplexes für den Einzug

*„des von dem Vorstand des Ev. Krankenhauses immer ersehnten und begrüßten Mutterhauses“*

bereit. Johannes Schulze schließt sein Schreiben mit einem sehr persönlichen Wunsch, der aber nichtsdestoweniger auch eine kirchenpolitisch-strategische Absicht der Hannoverschen Landeskirche zum Ausdruck bringt:

*„Ich persönlich würde es außerordentlich begrüßen, wenn wir dadurch, dass wir ein Mutterhaus in Südhannover ansetzen könnten, dort einen diakonischen Mittelpunkt für dieses Gebiet der Landeskirche gewinnen.“*

Wie wir ja wissen, ist die gewünschte Entscheidung in Stade dann ziemlich rasch gefallen, und das Diakonissenmutterhaus Ariel (Zöcklersche Anstalten) hat seinen Dienst im Ev. Krankenhaus in Weende bereits am 1. Oktober desselben Jahres beginnen können.

Worin das Diakonissenmutterhaus seine Aufgabe in der neuen Umgebung sieht, gibt der erste Jahresbericht von 1951, der auf den Neubeginn in Weende Bezug nimmt, zu erkennen.<sup>69</sup> Zunächst einmal wird dankbar anerkannt, dass der große Wunsch des Mutterhauses, eine eigene Heimstatt zu finden, in Erfüllung gegangen ist. Für seine Leserschaft lässt der Bericht die Umgestaltung der leeren Kaserne in ein wohnliches Zuhause nochmals Revue passieren, und ein fiktiver Rundgang durch das Gebäude beschreibt bis in Einzelheiten hinein, wie es im Inneren des Hauses nunmehr aussieht.

Pastor Martin Zöckler möchte jedoch noch tiefer sehen und nicht nur bei einer Betrachtung bleiben, die das für leibliche Augen Sichtbare wahrnimmt. Auch spirituelles Leben, von Zöckler hier als ein in Christus verwurzelt Leben und Handeln im Gottvertrauen verstanden, braucht Gegebenheiten, die es allererst möglich machen. Für ihn ist das zuteil gewordene Gebäude daher zugleich ein sichtbares Zeichen, in dem er dankbar den jetzt eingeschlagenen Weg nach Göttingen-Weende von Gott bestätigt findet:

*„Müssen und dürfen wir hinter dem allen nicht die Hand Gottes erkennen, der es eigentlich war – und nicht wir selbst oder Menschen – der uns hierher geführt hat und uns hier in seinen Dienst stellt?“<sup>70</sup>*

Wie tief sich das Mutterhaus mit Gott und seinem Auftrag verbunden weiß, kann und soll aber auch im Dienst der Diakonissen

selber spürbar werden. Martin Zöckler greift auf das biblische Bild vom Weinstock und dessen Reben zurück. Die süßen Trauben können nur wachsen und reifen, wenn sie die Kraft dazu aus dem Weinstock ziehen. Und Martin Zöckler fasst zusammen:

*„Klarer und einfacher kann nicht zum Ausdruck gebracht werden, worum es im Diakonissenmutterhaus geht. Das sollen alle Patienten des Krankenhauses wissen und es an unseren Schwestern merken, mit wem sie in Gemeinschaft stehen.“<sup>71</sup>*

So klingt es denn wie ein Echo, wenn Sophie Jaki, die Diakonisse, die den fiktiven Rundgang durch das Gebäude anführt, etwas von diesem geistigen Hintergrund sogar in dem einen oder anderen Raum des Gebäudes widergespiegelt findet. So etwa, wenn sie den Kirchensaal im 2. Obergeschoss gleichsam zum „Herzstück des Hauses“ erklärt:

*„Der schlichte Raum, einfach gehalten, strömt eine tiefe Geborgenheit aus. Mit seinem Schmucke, einem alten Bilde, die Kreuzigung Christi, soll er immer mehr der Ort der Sammlung und Konzentration auf das Ewige hin werden.“<sup>72</sup>*

An den Wänden der „guten Stube“, dem Wohnzimmer für die Schwestern,

*„... hängen die Meilensteine unserer Wanderung, gute Bilder von Stanislaw-Tatarow, Wolfshagen und Stade. Es begrüßt uns auch das Bild von Vater Zöckler – Stanislaw und Mutter Klementine von der Goltz – Wolfshagen“.*

Schwester Sophie merkt dazu an:

*„Beim Anblick all dieser Bilder muß man unwillkürlich an das uralte Wort der Bibel denken: Der Herr hat Gnade zu meiner Reise gegeben.“<sup>73</sup>*

In der Erinnerung leuchtet auf, wie Gottes führende und bewahrende Hände in der Geschichte des Mutterhauses, wengleich nicht selten im Verborgenen, dennoch schon immer am Werke waren. Der Rundgang durch die Räume des Mutterhauses endet schließlich bei

den Gästezimmern im Dachgeschoss:

*„Getreu der Tradition unserer Häuser Stanislaw-Wolfshagen wollen wir auch hier auf die Gastfreundschaft nicht verzichten und hoffen, dass noch manch lieber Freund unserer Anstalten den Weg nach Göttingen findet.“*

Unter den „lieben Freunden“ verdienen es die Kontakte zu anderen befreundeten Mutterhäusern, auch zu solchen, die jenseits der deutsch-deutschen Grenze ihr Zentrum besaßen, erwähnt zu werden. An eine gerne erwiesene Bereitschaft, Gemeindegruppen zu empfangen und die Verbindungen zu den Kirchengemeinden, vor allem zu solchen in der engeren Nachbarschaft, zu pflegen, darf ebenfalls erinnert werden. Und die eigenen Erfahrungen Martin Zöcklers aus der Diaspora in Galizien und in Polen haben ihn geradezu prädestiniert, im Vorstand des Göttinger Gustav-Adolf-Vereins mitzuwirken.<sup>74</sup>

Nicht vergessen werden sollte aber auch die Beteiligung des Diakonissenmutterhauses Göttingen-Weende an der Gestaltung kirchlich-diakonischer Arbeit in Südhannover im Allgemeinen. Die Mitarbeit des Diakonissenmutterhauses im leitenden Gremium des Ev. Krankenhauses war ja von vorneherein vertraglich festgeschrieben.<sup>75</sup> Ferner war eine Verknüpfung mit der Leitungsebene der Landeskirche in der Region schon von daher gegeben, dass der Trägerverein des Mutterhauses mehrfach leitende Persönlichkeiten aus dem Bereich der Hannoverschen Landeskirche zu Vorsitzenden wählte.<sup>76</sup>

Zu einer sehr viel breiteren Entfaltung des diakonischen Engagements hat es in Weende allerdings kaum noch kommen können. Alleine der Pflegedienst im Ev. Krankenhaus hat eigentlich immer schon fast alle Kräfte gebunden. Man war sich im Mutterhaus einer dadurch bedingten Einseitigkeit des Aufgabenfeldes durchaus bewusst und hat auch gegenzusteuern versucht. So blieb das Altenheim auf „Gut Hahle“ in Stade unter der Leitung und der Betreuung von anfangs sogar noch vier Diakonissen des Mutterhauses erhalten.<sup>77</sup> Des weiteren wurde eine Gemeindepfle-

gestion in Hardeggen, einer Ortschaft nicht weit von Weende entfernt, ebenfalls mit einer Diakonisse besetzt. Und als ein weiterer „Außendienst“ des Mutterhauses darf sicherlich auch der aus der Geschichte des Ev. Krankenhauses in Weende erwachsene Dienst an den Heimkehrern gelten, die im Durchgangslager Friedland ankamen. Im Ev. Krankenhaus gab es in den Anfangsjahren sogar noch eine ganze Station, die kranken Heimkehrern vorbehalten blieb.

Einen nicht unerheblichen, kirchlich prägenden Einfluss in der Region darf sicherlich auch den Schulen, die das Mutterhaus in Weende gegründet hatte, zugerechnet werden. Pädagogisches Engagement hatte von Anfang an, sowohl in Stanislaw als auch in Wolfshagen, stets eine große Rolle gespielt. Zuletzt war im Herbst 1945 in Stade eine Krankenpflegeschule unter der Leitung von Leni Zöckler eröffnet worden. Einige ihrer Schülerinnen haben dann 1951 sogar den Umzug von Stade nach Weende mitgemacht. Für das Mutterhaus war die Einrichtung solcher Schulen natürlich schon deshalb von fundamentaler Bedeutung, weil sich mit ihr die Hoffnung verknüpfte, auf diesem Wege den nötigen Nachwuchs zu gewinnen. In Göttingen-Weende kam dann, ebenfalls schon von 1951 an, noch eine Pflege-Vorschule mit hinzu, wobei sich mit diesem Angebot auch eine durchaus soziale Komponente verband. Als Zielgruppe galten 15–17-jährige Mädchen, die weder den Schulabschluss der Mittleren Reife besaßen noch eine Lehrstelle hatten finden können. Und der mit den Schulen verbundene Internatsbetrieb brachte es mit sich, nun auch die noch ganz junge Generation in das gemeinschaftliche Leben des Mutterhauses mit hinein zu nehmen. Die Schülerinnen beider Schulen wurden abwechselnd einbezogen, wenn der Schwesternchor zum Ausgang der Woche in den Fluren des Krankenhauses Choräle sang. Morgenandachten und Gottesdienste wurden gemeinsam besucht. Kleine oder größere Theater-Stücke, die man zu allen möglichen Anlässen aufzuführen liebte, wurden eingeübt u.a.m. Und faktisch alle Bewohnerinnen des Mutterhauses waren bereits über Monate

vorher damit beschäftigt, die großen Basare des Mutterhauses in der Adventszeit vorzubereiten. Sie fanden alle zwei Jahre statt und müssen sich wohl zu ihrer Zeit zu wahren Publikumsmagneten entwickelt haben. Besonders berühmt und begehrt sind damals, wie es heißt, die Stickereien nach traditionellen ukrainischen Mustern gewesen. Nur recht und billig ist es, in diesem Zusammenhang, zugleich an jene vier behinderte Frauen zu erinnern, die den weiten Weg von Wolfshagen bis nach Weende mitgemacht hatten und ihre Fähigkeiten nunmehr in einer eigenen „Nähstube“ entfalten konnten.

Vor allem aber gebührt der Art und Weise, wie die Diakonissen und Schwestern des Diakonissenmutterhauses ihren Pflegedienst im Ev. Krankenhaus gestaltet haben, große Achtung. Der Zusammenbruch des 3. Reiches 1945 lag noch nicht allzu lange zurück. Das Erleben von Krieg und von Gewalt-Exzessen, von Kriegsgefangenschaft und von Vertreibung aus der Heimat wird nicht wenige der Patienten des Krankenhauses gleichsam entwurzelt und auch der Kirche entfremdet haben. Für diese Menschen beispielsweise Choräle zu singen, Lieder, welche die Kranken womöglich einmal selbst im kirchlichen Unterricht gelernt und gesungen haben, wird manchen Menschen im Krankenhaus damals sicherlich mehr bedeutet haben als nur ein wenig musikalische Unterhaltung. An den großen kirchlichen Feiertagen, an Weihnachten und an Ostern auf alle Fälle, haben, wie es heißt, die Diakonissen auf den Stationen u.a. durch kleine Gaben die Wiederkehr dieser Feste im Kirchenjahr und deren Sinn wieder bewusst zu machen gesucht. Und von der Zuwendung, wie sie damals Diakonissen und Schwestern des Mutterhauses gelebt haben, ist manchmal sogar heute noch, nach mehr als 30 Jahren, in den Erinnerungen mancher damaliger Patienten die Rede.<sup>78</sup>

Als dann das Diakonissenmutterhaus in Weende den Pflegedienst im Ev. Krankenhaus zum Ende des Jahres 1977 einstellen musste, lag eine ungewöhnliche und verschlungene Wegstrecke hinter ihm. Martin Zöckler hatte im Rückblick einmal geschrieben:

„Wenige Diakonissenmutterhäuser haben eine so bewegte Geschichte wie das Mutterhaus in Göttingen-Weende, in welchem Schwestern zweier Diaspora-Mutterhäuser vereinigt sind.“<sup>79</sup>

Und diese bewegte Geschichte hat, um den Gedanken fortzuführen, auch immer wieder bedeutet, von etwas Vertraut-Gewordenem Abschied zu nehmen und Neuanfänge unter ganz anderen als den bisherigen Bedingungen zu wagen.

In Stanislaw war es die Sorge um die in Not geratenen Waisenkinder gewesen, die zum diakonischen Handeln führte. In Wolfshagen hatte man sich in erster Linie behinderter (junger) Menschen angenommen. Der diakonische Dienst in Stade und dann vor allem in Weende hatte an Leib und Seele kranken Menschen gegolten. Aber so unterschiedlich auch die Anforderungen jeweils gewesen sein mochten, eins zieht sich wie ein roter Faden durch alles Engagement hindurch: Der Dienst der Schwestern war immer als ein Dienst vorbehaltloser Liebe gerade zu jenen gemeint, die wie der „arme Lazarus“ vor der Schwelle lagen und sich in ihren Nöten alleine nicht mehr helfen konnten. Was aber kann ein Diakonissenmutterhaus dann noch sein, bewirken und bedeuten, wenn es die eigenen Kräfte schwinden sieht?

Indem jedoch die Helferinnen selber zu Hilfsbedürftigen werden und sich ein langsames Absterben am „eigenen Leibe“ spürbar zu machen beginnt, kann und darf da nicht auch die eigene Schwachheit zum Thema werden? Völlig außerhalb des eigenen Gesichtskreises war die Thematik, die Tod und Sterben umfasst, ja nie gewesen. Natürlich hatte man auch schon im Krankenhaus an den Betten mancher unheilbar kranker Patienten gesessen und mit der Begleitung Sterbender eigene Erfahrungen sammeln können. Viele der Diakonissen hatte der Tod ja ebenfalls schon dahin gerafft, und ihre Mit-Schwester haben sie auf diesem Weg begleitet. Auch im Unterricht der Krankenpflegeschule hatte es einen an der Praxis orientierten Themenbereich gegeben, der sich dem Umgang mit schwerstkranken und sterbenden Menschen widmete. Der Boden war also durchaus vorbereitet, als sich

am 4. Dezember 1990 der Vorstand des Diakonissenmutterhauses entschloss, sich auf das Wagnis der Einrichtung eines Hospizes in seinen eigenen Räumen einzulassen. Die helfende Liebe hat viele Gesichter. In welcher Breite sie sich zu entfalten vermag, war schon in den diakonischen Anstalten in Stanislaw und auch in Wolfshagen beispielhaft sichtbar geworden. Mit den Veränderungen, wie sie die unterschiedlichen Wirkungsfelder von Stanislaw bis Göttingen-Weende erzwungen hatten, hatte man sich ebenfalls, so gut es eben gehen mochte, auseinandersetzen müssen. Abschied zu nehmen und etwas Neues zu beginnen, ist für das Mutterhaus Ariel also immer schon ein wesentlicher Bestandteil seiner eigenen Geschichte gewesen.

Die Art und Weise, in der sich Menschen engagieren, um den in Not Geratenen helfend zur Seite zu stehen, mag sich verändern. Doch wenn es um die Zuwendung zu den Menschen geht, die sich in ihrer Not selbst nicht mehr helfen können, ist sich das Mutterhaus Ariel im Grunde genommen treu geblieben und hat auch in der größten Krise seiner Existenz wieder den Ruf zu einem Neubeginn zu hören und umzusetzen vermocht. Und alle, die sich bis heute in ihrer eigenen Weise nach bestem Wissen und Gewissen engagieren, stehen in einer Reihe mit denen, die vor ihnen waren.

## Ein Erfahrungsbericht aus dem Innenleben des Diakonissenmutterhauses Ariel in Weende

Von Schwester Maria Ankermann

Ein Diakonissenmutterhaus ist der Ort – ein Haus – in dem evangelische Ordensschwester in einer Lebens-, Glaubens- und Dienstgemeinschaft leben. Die Diakonisse hat sich von Gott zu dieser Lebensform rufen lassen. Die Schwesternschaft wird von einer Oberin und dem Vorsteher – in der Regel einem Pastor – geleitet. Die Diakonisse verzichtet auf ein persönliches Gehalt, verspricht die Ehelosigkeit und stellt sich in den Dienst des Mutterhauses. Die Leitung des Diakonissenmutterhauses wiederum fühlt sich den Schwestern gegenüber in allen Lebenslagen verantwortlich, auch in Krankheitszeiten, bei Behinderungen und im Alter bis zum Tod. Sie stellt Wohnung, Verpflegung, die einheitliche Tracht und übernimmt die Kranken- und Rentenversicherung. Alle Diakonissen der Schwesternschaft erhalten monatlich, unabhängig von ihrer beruflichen Qualifikation, ein einheitliches Taschengeld, dessen Höhe die Hausleitung festsetzt. Darüber hinaus gewährt das Mutterhaus ein jährliches, einheitliches Urlaubsgeld zur freien Verfügung und einmal im Jahr ein Schuhgeld.

Der Eintritt in die Diakonissenschwesternschaft beginnt mit einer mehrjährigen Probezeit oder auch Novizenzeit genannt. In dieser Zeit soll die Probeschwester sich prüfen, ob sie diesen Lebensweg gehen will und kann. Eine Probemeisterin kümmert sich um die meist jungen Schwestern und sammelt sie zu gemeinsamem Unterricht oder anderen Aktivitäten.

Vor der Einsegnung zum Amt der Diakonisse gingen die Novizen aus unserem Haus für ¼ Jahr zu einem diakonischen Kurs in das Diakonissenmutterhaus Sarepta in Bethel oder in das Diakonissenmutterhaus nach Bremen. Nach der Probezeit wird die Novize zum Amt der Diakonisse in einem Festgottesdienst eingesegnet und wird nun endgültig in die Schwesternschaft aufgenommen.

Das Diakonissenmutterhaus Ariel hat seinen Ursprung in Stanislaw in Galizien. Der Hausspruch des Diakonissenmutterhauses ist ein

Wort Jesu: ... ohne mich könnt ihr nichts tun (Joh. 15,5). In Stanislaw arbeiteten die Schwestern mit Kindern und Waisen in Heimen und Schulen und in einem kleinen Krankenhaus. Nach der Ausweisung aus Stanislaw fand das Diakonissenmutterhaus eine neue Heimat in Wolfshagen / Westpreußen. Dort lag der Schwerpunkt der Arbeit der Schwestern bei der Pflege und Betreuung von Behinderten. Nach der dramatischen Flucht aus Wolfshagen sammelte sich die Schwesternschaft in Stade. Hier arbeiteten die Schwestern im Krankenhaus, eröffneten eine Krankenpflegeschule und ein kleines Altenheim in einer Barackenanlage, in dem bis 1966, als es geschlossen wurde, vorwiegend Flüchtlinge lebten.

1951 siedelte das Diakonissenmutterhaus Ariel nach Göttingen-Weende um und übernahm im Gestellungsvertrag die Pflege im Evangelischen Krankenhaus Weende. In diesem Krankenhaus war eine eigene Station für die Russland-Heimkehrer, die nach Friedland kamen, eingerichtet. Um die Heimkehrer kümmerte sich besonders die Sozialarbeiterin, eine Diakonisse. Auch für kurze Einsätze in Friedland wurden 1 Diakonisse und 1 Verbandsschwester freigestellt.

Das gemeinsame Leben in einem Diakonissenmutterhaus lässt sich am besten an einem Tagesablauf darstellen. Der Tag begann mit der gemeinsamen Morgenandacht im Kirchensaal, die von der Oberin gehalten wurde. Danach gab es ein Stehfrühstück, und die Schwestern gingen an ihre Arbeitsstellen, z.B. Krankenstation, Operationssaal, Ambulanz, Küche, Garten, Büro oder mit den Vorschülerinnen zur Hausarbeit. Das Mittagessen und Abendessen wurde, so lange es den Schichtdienst noch nicht gab, gemeinsam im Esszimmer eingenommen. Das Tischgebet und das Lesen der täglichen Herrnhuter Losung gehörten selbstverständlich dazu.

Am Abend nach dem Dienst trafen sich die Diakonissen zu Schwesternabenden (Handarbeiten, Vorlesen, Musik hören, Neuigkeiten hören und austauschen), zur wöchentlichen Bibelstunde, zum Chor.

Die Woche endete am Samstag mit dem Stationsingen der Krankenpflegeschülerinnen oder der Vorschülerinnen auf allen



Krankenstationen und mit der Wochenschlussandacht. Am Sonntag war der Gottesdienst.

#### Höhepunkte waren die Feste im Diakonissenmutterhaus:

**1. Advent:** Singen der Schülerinnen am frühen Morgen zum Wecken. Die Schülerinnen trugen Kerzen und hängten an jede Tür der Schwestern einen Tannenzweig mit Stern, dann das festliche Adventsfrühstück und anschließend der Gottesdienst.

**Weihnachten:** am Heiligabend das Singen und Lesen der Weihnachtsgeschichte auf allen Krankenstationen, danach der Weihnachtsgottesdienst im Kirchensaal und dann das Feiern in der geschmückten „Weihnachtsstube“. Am Weihnachtsbaum wurde viel gesungen und Geschenke ausgepackt (jede Diakonisse bekam ein persönliches Geschenk, sie musste am 1. Advent einen Wunschzettel schreiben). Am späten Abend gab es noch ein Krippenspiel.

Den **Sylvesterabend** feierten wir zusammen mit einem Gottesdienst und danach am Weihnachtsbaum mit einem gemütlichen Beisammensein bei Punsch, Obst, Gebäck, guter Musik und Singen. Um Mitternacht ließ uns die Oberin eine persönliche Losung für das neue Jahr ziehen.

**Ostern:** frühmorgens zogen die Schülerinnen singend durch das Krankenhaus. Wir trafen uns dann wieder zu einem Osterfrühstück an festlich geschmückten Tischen, jeder fand an seinem Platz ein Osternest. Danach gingen wir dann gemeinsam zum Ostergottesdienst.

Die **Geburtstage der Oberin und des Vorstehers** wurden in der Schwesternschaft festlich begangen, z.B. mit Sprechmotetten oder einem Theaterspiel.

Am **Reformationstag, dem 31.10.**, wurde im Mutterhaus das Jahresfest gefeiert mit einem Festgottesdienst, Vorträgen und Besuch aus den benachbarten Diakonissenmutterhäusern, z.B. aus Kassel, Bremen und Hannover.

Alle zwei Jahre richteten wir einen großen **Basar** aus mit wunderschönen Handarbeiten und Basteleien, die von allen Schwestern, der „Nähstube“ (4 behinderte Frauen aus Wolfshagen, die mit den Schwestern geflüchtet waren und in der Schwesternschaft bis zu ih-

rem Tod lebten und arbeiteten) und den Auszubildenden hergestellt wurden. Unsere Basare waren stadtbekannt. Vom Erlös wurden z.B. ein Schwesterngarten mit einer Terrasse angelegt, ein Balkon für die Feierabendschwestern im 1. Stock gebaut und 1956 eine kleine Orgel – gebaut von Ott – für unseren Kirchensaal angeschafft. Diese Orgel wird auch heute noch im Evangelischen Krankenhaus in der Theodor Zöckler Kapelle bei Gottesdienst und Andacht gespielt.



Alle zwei Jahre ein großer Basar mit vielen Besuchern aus der Region

Das Diakonissenmutterhaus hatte zwei Ausbildungseinrichtungen: Die **Krankenpflegeschule**, anfangs bis 18 Schülerinnen, Ende der 1960er Jahre 100 Auszubildende. Die Unterrichtsschwestern waren Diakonissen, später kamen freie Schwestern dazu. Im Unterrichtsplan war immer der Krankenhauseelsorger in dem Fach Berufskunde / Ethik integriert, der auch mit den Unterrichtsschwestern zusammen Wochenendseminare außerhalb des Hauses durchführte. Die Schülerinnen wohnten im Jugendwohnheim und wurden von den beiden Unterrichtsschwestern – Diakonissen – betreut. Das Krankenpflege-Examen – 2 x im Jahr – wurde mit den Stationsleitungen festlich mit einer Theateraufführung der anderen Kurse gefeiert.

Die **Pflegevorschule** galt als 2-jährige Ausbildung, bzw. Vorbereitungszeit für die Aufnahme in die Krankenpflegeschule oder für andere soziale Berufe. Im 1. Jahr lag der Schwerpunkt auf der

Hausarbeit im Mutterhaus und nachmittags Unterricht in hauswirtschaftlichen Fächern und allgemeinbildenden Fächern z.B. Deutsch, Literatur. Im 2. Jahr wurden die Vorschülerinnen bei der Betreuung unserer Feierabendschwestern, in Privathaushalten mit kleinen Kindern und auf der Krankenstation eingesetzt. Im Unterricht am Nachmittag ging es um die Fächer häusliche Krankenpflege, Säuglingspflege, Ernährungslehre, Deutsch, Literatur usw. Beide Klassen besuchten die Berufsschule der Stadt Göttingen und machten eine hauseigene Prüfung mit Abschlusszeugnissen. Die Vorschülerinnen wohnten auch im Jugendwohnheim und wurden anfangs von einer Diakonisse, später von einer Hauswirtschaftsleiterin betreut. Ab 1958 waren auch immer 2 Diakonische Helferinnen im Krankenhaus eingesetzt, die im Jugendwohnheim wohnten und von den Unterrichtsschwestern betreut wurden. Zu der Diakonissenschwesternschaft gehörten auch die Kaiserswerther Verbandsschwestern – evangelische Krankenschwestern, die sich dem Diakonissenmutterhaus zugehörig fühlten. Sie nahmen am gemeinsamen Leben im Mutterhaus teil.

Die jungen Diakonissen wurden mit ihren Gaben gefördert und weitergebildet: z.B. Ausbildung zur Erzieherin in Neuendettelsau, Bürolehrgang, Schwesternhochschule in Berlin zur Ausbildung zur Unterrichtsschwester und Pflegedienstleitung, Führerschein, Orgelstunden, Teilnahme an Tagungen usw.

Es gab aber auch alltägliche Kontakte aus dem Mutterhaus nach außen. In einem Ort in der Nähe von Göttingen war eine Diakonisse als Gemeindegewerkschaft eingesetzt.

Drei Diakonissen fuhren in viele Gemeinden, berichteten vom Mutterhaus und warben für den Krankenpflegeberuf. Der Vorsteher predigte in manchen umliegenden Gemeinden. Und es wurde zu den Basaren und Jahresfesten eingeladen. Die Unterrichtsschwestern gestalteten ein Schaufenster in der Stadt mit verschiedenen Schwesternhauben. Besuche in anderen Diakonissenmutterhäusern fanden statt, Jahresberichte an Freunde und Förderer des Mutterhauses wurden verschickt, Prospekte entworfen, erstellt und in der Stadt ausgelegt.

Das gemeinsame Leben in der Schwesternschaft wurde ab Mitte

der 1970er Jahre immer ärmer. Die Schwesternschaft wurde kleiner, die Diakonissen waren fast alle schon im Feierabend, die jungen Diakonissen waren z.T. aus der Schwesternschaft ausgetreten, das Mutterhaus gab die Arbeit im Ev. Krankenhaus auf, beendete die Pflegevorschule und gab auch die Krankenpflegeschule in die Verantwortung des Ev. Krankenhauses.

Nun galt es die älter gewordenen Diakonissen und Verbandsschwestern – jetzt Diakonische Schwestern –, die im Diakonissenmutterhaus geblieben waren, zu betreuen und auch zu pflegen. In den frei gewordenen Zimmern zogen einige pflegedürftige Damen ein, die bis zu ihrem Tod gepflegt wurden. Einige Zimmer wurden an Angehörige von Kranken aus unserem Krankenhaus oder auch aus der Universitätsklinik Göttingen vermietet.

Ab 1990 wagte der Vorstand des Diakonissenmutterhauses in den leer gewordenen Räumen eine neue diakonische Arbeit zu beginnen, die Einrichtung einer Hospizarbeit in Göttingen.

Der Gedanke an eine Hospizarbeit bewegte uns schon eine längere Zeit. Die Feierabendschwestern wurden liebevoll und aufmerksam vom Schwesternkreis begleitet, ebenso die Damen, die zu uns ins Mutterhaus gekommen waren. Durch die Pflege im Krankenhaus konnten wir die Situation der Sterbenden im Krankenhausalltag: straffer Tagesablauf, wenige kleine Zimmer, Entwicklung der neuen Technik und Möglichkeiten in der Medizin, zu wenig Personal, um auf die besonderen Bedürfnisse Sterbender einzugehen. Im Ethikunterricht in der Krankenpflegeschule und bei den Seminaren mit den Schülerinnen und Schülern kamen die Fragen und Nöte zu den Themen über Sterben, Tod und Trauer im Krankenhaus offen zur Sprache.

Ein eindrucksvolles Logo des Diakonissenmutterhauses Ariel zeigt einen abgesägten Baumstumpf, aus dem ein kleiner Zweig vorsichtig wächst. Die Hospizarbeit ist dieser kleine Trieb, der sich mit der Zeit kräftig entwickelt hat.

Der Hauspruch drückt diese Kraft aus: "Jesus spricht: Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viel Frucht;

*denn ohne mich könnt ihr nichts tun." (Joh. 15,5).*



### Anmerkungen zum Aufsatz von Dr. Reinhard Lieske

<sup>1</sup> Als Quellen für die Biographie Theodor Zöcklers und für die Entstehung seiner Anstalten stehen insbesondere zwei Veröffentlichungen zur Verfügung. Beide stammen aus dem engeren Kreis der Familie Zöckler: Lillie ZÖCKLER: Gott hört Gebet. Das Leben Theodor Zöcklers, erzählt von Lillie Zöckler, Stuttgart 1961 und C. Erasmus ZÖCKLER: Ein Leben für die Kinder. Theodor und Lillie Zöckler. Das Bethel des Ostens, Sonderdruck Hilfskomitee der Galiziendeutschen e.V., Stuttgart 2005 (Der vergriffene Titel wird 2011 vom Verlag des Gustav-Adolf-Werkes der EKD in Leipzig neu verlegt.).

Ferner, unter Bezugnahme auf das reiche Briefmaterial von Theodor Zöckler: C. Erasmus ZÖCKLER: Geschichte der evangelischen Diaspora und der deutschen Minderheit in Galizien aus der Sicht Theodor Zöcklers, hg. vom Hilfskomitee der Galiziendeutschen, 4 Bände, Stuttgart 2010.

Für Gespräche und mündlich weitergegebene Informationen zur Geschichte des Diakonissenmutterhauses Ariel (Zöcklersche Anstalten) in Göttingen-Weende bedanke ich mich vor allem bei Schwester Maria Ankermann und Pfarrer i.R. Hans-Martin Brandt. Ein Dank auch an Christofer Zöckler und Bettina Zöckler, die eine beträchtliche Menge an bisher nur lose gesammeltem Archivmaterial gemeinsam geordnet und zur Verfügung gestellt haben; ferner an Dr. Günter Freytag, Verbandsdirektor des Kaiserswerther Verbandes deutscher Diakonissenmutterhäuser i.R., der in der Klärung vieler Detailfragen hilfreich war und nicht zuletzt an Pastorin Anke Well, Vorsitzende des Diakonissenmutterhauses Ariel (Zöcklersche Anstalten) und Hospiz an der Lutter e.V. in Göttingen-Weende, für ihre Begleitung und Unterstützung.

<sup>2</sup> Zitiert nach Erasmus Zöckler (wie Anm. 1), S. 9–10.

<sup>3</sup> Erasmus Zöckler erzählt, dass er den Großvater einmal so habe beten hören, dass ihm der Gedanke kam: „Wenn Gott das jetzt nicht tut, worum Du gebetet hast, dann stimmt etwas nicht“. Erasmus Zöckler (wie Anm. 1), S. 103–104.

<sup>4</sup> Erasmus Zöckler (wie Anm. 1), S. 354.

<sup>5</sup> Zöcklers jüngste Tochter Charlotte (Lotti), verheiratet mit dem Pfarrer Wolfgang Bickerich, erwähnt in ihren „Erinnerungen“ eine letzte Reise der Eltern im Jahre 1943 in das inzwischen von Deutschen besetzte Stanislau. Sie sehen nicht nur die Ruinen, sie hören auch von dem Massenmord an den Juden. Lotti schreibt: „Seit dieser Reise war Papa nicht mehr der Glaubensheld. Er litt unsäglich.“ – Charlotte BICKERICH: „Erinnerungen“ (ohne Ort und Jahr), S. 31.

<sup>6</sup> Siehe Lillie Zöckler (wie Anm. 1), S. 15–18.

<sup>7</sup> Was seinen rechtlichen Status in Stanislau betrifft, so ist er auf Dauer natürlich nicht lediglich Missionar einer dänischen Gesellschaft für Judenmission geblieben. Die Gemeinde in Stanislau wächst allmählich auf etwa 1300 Gemeindeglieder an und wird 1899 zu einer eigenständigen Pfarrgemeinde mit 3 Filialen. Theodor Zöckler erwirbt die österreichische Staatsbürgerschaft und kann danach Pfarrer der ev. Kirchengemeinde in Stanislau werden, ihr erster und ihr einziger allerdings auch. Später muss er dann zusätzlich noch das Amt des General-Superintendenten für die gesamte galizische deutsche Kirche ausfüllen und endlich wird er sogar zum Bischof der neu entstandenen evangelisch-ukrainischen Kirche erwählt. Zu der Entstehung und Entwicklung der evangelischen Bewegung unter den Ukrainern in Galizien siehe: Erasmus Zöckler (wie Anm. 1), S. 310–351.

<sup>8</sup> Vgl. Erasmus Zöckler (wie Anm. 1), S. 18–21 und 23–25.

<sup>9</sup> Siehe Theodor ZÖCKLER: Welche Bedeutung hat eine Diaspora-Anstalt in religiöser und völkischer Beziehung für ihre Umgebung? Vortrag von Pfarrer D. theol. Theodor Zöckler auf der 17. Diaspora-Anstalten-Konferenz am 27. September 1913 in Görlitz – abgedruckt in: Diaspora-Blätter (hg. von Pfarrer G. Axenfeld – Betzdorf/Sieg), Nr. 77, 1. Heft 1914, S. 1–16. Vgl. auch Wilfried LEMPP: Theodor Zöckler und die Zeugenaufgabe der evangelischen Diaspora, in: Gotteszeugen. Eine Schriftenreihe für Jugend und Gemeinde, Heft 63, Stuttgart (o. J.).

<sup>10</sup> Zu Zöcklers Stellung zum Nationalsozialismus und den dunklen Befürchtungen, die ihn dabei beschleichen, siehe Lillie Zöckler (wie Anm. 1), S. 112–116 und Erasmus Zöckler (wie Anm. 1), S. 366–380.

<sup>11</sup> So stieß er beispielsweise, um den mitunter recht kümmerlichen Zustand der Landwirtschaft bei den deutschen Siedlern zu heben, die Gründung von Raiffeisenkassen an. Und nach der Gründung des autonomen polnischen Staates gibt Zöckler eine eigene deutsche Wochenzeitschrift heraus, um in den Jahren des Umbruchs den deutschen Siedlern Galiziens Rückhalt, Informationen und Wegweisung aus deutscher und evangelischer Sicht zu vermitteln.

<sup>12</sup> Lillie Zöckler (wie Anm. 1), S. 16 u. 17.

<sup>13</sup> Lillie Zöckler (wie Anm. 1), S. 19–21.

<sup>14</sup> Erasmus Zöckler (wie Anm. 1), S. 254–260.

<sup>15</sup> 1. Buch Samuel, Kap. 17.

<sup>16</sup> Kopie der Traueransprache von Pfr. Lempp am Grab von Oberin Elise Auer in Simmern am 8. März 1936. Sie hatte sich schwer erkrankt in ihre Heimat im Hunsrück zurückziehen müssen. Pfr. Lempp, inzwischen ebenfalls nach Deutschland zurückgekehrt und Stadtpfarrer in der Leonhardkirche in Stuttgart, hatte an ihrer Beerdigung teilgenommen. Er schickt einen maschinenschriftlichen Durchschlag seiner Trauerrede per Post an die Schwestern in Stanislau.

<sup>17</sup> Auflistung aller Anstaltsgebäude in Stanislau von 1896–1939 samt einer Lage-Skizze, siehe: Erasmus Zöckler (wie Anm. 1), S. 408–411.

<sup>18</sup> Erasmus Zöckler (wie Anm. 1), S. 354.

<sup>19</sup> Erasmus Zöckler (wie Anm. 1), S. 150–155.

<sup>20</sup> „Wir haben eine Reihe trefflicher Amtsbrüder, aber keinen Führer“, schreibt Theodor Zöckler. Erasmus Zöckler (wie Anm. 1), S. 300. – Im übrigen war man in Stanislau natürlich sowieso weit weg von einem durchstrukturierten und organisierten kirchlichen Umfeld.

<sup>21</sup> Erasmus Zöckler (wie Anm. 1), S. 209. Siehe auch Wilfried Lempp (wie Anm. 9), S. 10–11.

<sup>22</sup> Erasmus Zöckler (wie Anm. 1), S. 208. Es lohnt sich, den ungemein farbig geschriebenen Bericht, in welchem Lempp seine ersten Eindrücke aus Stanislau an seine Eltern beschreibt, einmal im größeren Zusammenhang nachzulesen. Vgl. ebd. die Seiten 191–209.

<sup>23</sup> Im Kinderheim hat man den Zöglingen verständlicherweise kein Taschengeld geben können. Der hoffnungsfrohe Knabe griff sich jedoch einen Stapel alter Zeitungen und bot sie im jüdischen Stadtviertel lauthals feil mit dem Ausruf: „Hitler ist tot!“ – Erasmus Zöckler (wie Anm. 1), S. 359–360.

<sup>24</sup> Brief von Lic. Wilfried Lempp. Prälat von Heilbronn, an Martin Zöckler am 6.12.1957. (Lempp war Theodor Zöcklers Schwiegersohn geworden.)

- <sup>25</sup> 1921 wird von dem letzten Geld, das von der Erbschaft Lillies übrig geblieben war, eine schöne 9-Zimmer-Villa gekauft, die „Villa Krokus“ bei Tatarow am Pruth-Fluß gelegen.
- <sup>26</sup> Erasmus Zöckler (wie Anm. 1), S. 196. – Zu ihrem 90. Geburtstag am 21.04.1964, den sie dann schon in Göttingen-Weende gefeiert hat, haben ihr freundschaftlich mit der Familie Zöckler verbundene Menschen eine kleines Erinnerungsheftchen zusammengestellt: „Mutter Zöckler“, im Selbstverlag des Hilfskomitees der Galiziendeutschen, o.J. Lillie Zöckler verstarb am 22.12.1968 in Weende.
- <sup>27</sup> Erasmus Zöckler (wie Anm. 1), S. 304–305.
- <sup>28</sup> Im Juli 1936 schreibt Zöckler an Wiegand, die Not sei jetzt so groß geworden, dass man angesichts des 40-jährigen Jubiläums die Gefahr eines Zusammenbruches voraussehen könne: „... wir sind ja auch mit unseren Anstalten und unserer ganzen Kirche schon seit Monaten in den schwersten Nöten, aber diese Not kommt ja von Gott, und unsere Zuversicht steht auf Ihn.“ Zitiert nach Erasmus Zöckler (wie Anm. 1), S. 367.
- <sup>29</sup> Einige Beispiele, siehe Erasmus Zöckler (wie Anm. 1), S. 139–141; S. 353–356; 367.
- <sup>30</sup> Zur Stellung Theodor Zöcklers zum Nationalsozialismus siehe: Erasmus Zöckler (wie Anm. 1), S. 371–381.
- <sup>31</sup> 3 Rundbriefe, im Dezember 1941 und im Januar und März 1942 verfasst, sind noch vorhanden, wobei der 3. von ihnen ausdrücklich als (vor-) letzte Nummer bezeichnet wird. Vieles von dem, was Zöckler darin zum Ausdruck brachte, wird den heutigen Leser aus der Distanz von beinahe 70 Jahren wohl eher befremden. Der Krieg gegen Russland ist schon in vollem Gange, es gibt Gefallene, natürlich auch unter den Galiziendeutschen. Andererseits, die deutschen Truppen rücken weiterhin siegreich vor. Zöckler will trösten und findet warme Worte des Mitempfindens für alle, die Sohn oder Vater verloren haben. Er spricht aber auch vom Heldentod der Gefallenen im hartem Kampf wider die Herrschaft der Gottlosigkeit und fleht Gottes Segen herab auf „unseren Führer, unser Heer, unsere Soldaten (und) unser ganzes deutsches Volk.“ (So die Worte, die seinen letzten Rundbrief vom März 1942 beschließen).
- <sup>32</sup> Als die wichtigste Quelle für die Frühgeschichte des Mutterhauses Ariel hat sicherlich das erhalten gebliebene „Protokollbuch. Diakonissenmutterhaus Ariel (Zöcklersche Anstalten Göttingen-Weende)“ zu gelten. In ihm sind alle Sitzungen des Vereinsvorstandes sowie der Mitgliederversammlungen im Zeitraum vom 1. April 1908 in Wolfshagen bis 12. Januar 1960 in Göttingen-Weende handschriftlich dokumentiert. Der Wortlaut der Satzung hat natürlich ebenfalls eine Geschichte und wird auch immer wieder einmal den zeitlichen und örtlichen Gegebenheiten angepasst. – So wird denn etwa am 13. Mai 1944, auf Verlangen des nationalsozialistischen Behördenapparates hin, eine neue Satzung beschlossen, die das Wort „Vorsitzender“ durch den Begriff „Führer“ ersetzt und dessen Befugnisse zugleich erweitert. Zu einem Abschluss der Registrierung des Vereins auf der Grundlage der nun neuformulierten Satzung kommt es dann aber, durch den Verlauf des Krieges bedingt, nicht mehr.
- <sup>33</sup> Die Vorstandssitzung, in welcher die „braune“ Oberin abgesetzt wurde, datiert auf den 24. Juli 1940. – Siehe Martha ZÖCKLER: Lebenserinnerungen von Schwester Martha Zöckler, Oberin des Mutterhauses (in Bremen) von 1946–1964 (maschinenschriftliches Manuskript). – Laut Schwester Martha sei die Kontaktaufnahme zum Kaiserswerther Verband in dieser Situation im Namen des Vorstands von Graf von der Goltz und Pastor Eichstädt ausgegangen. Das Diakonissenmutterhaus ‚Sarepta‘ aus Stanislaw und Oberin Martha Zöckler waren im übrigen in Kaiserswerth auch längst keine unbekanntenen Größen mehr. Zum zeitgeschichtlichen Hintergrund für die Vorgänge in Wolfshagen und dem Versuch des Nationalsozialismus, die konfessionellen Krankenhäuser und Schwesternschaften in den Griff zu bekommen, vgl. Ruth FELGENTREFF:

Profile eines Verbandes. 75 Jahre Kaiserswerther Verband, Breklum 1991, besonders S. 103–110.

- <sup>34</sup> Die Erzählungen über Wolfshagen vermitteln gelegentlich fast den Eindruck einer gewissen Idylle. Man spricht dort von den „lieben Krüppelchen“ und freut sich der jedenfalls relativen Ruhe nach den turbulenten Zeiten, die hinter ihnen liegen. – Sinnigerweise läuft dem Krüppelheim auch eine Katze zu, die – mit nur noch drei Beinen – ebenfalls verkrüppelt ist. Siehe Ilse RHODE: Aus der Geschichte des Diakonissenmutterhauses Ariel (Zöcklersche Anstalten) in Göttingen-Weende, Teil I (1909–1934) und Dorothea TRUTE, Teil II (1934–1993). – Der Name „Ariel“ soll laut dem oben genannten Heftchen als „Brandherd“ oder auch „Opferherd“ verstanden werden.
- <sup>35</sup> Martha Zöckler (wie Anm. 33), S. 38–48.
- <sup>36</sup> Die spätere Oberin Hildegard Seidel erinnert sich an 27 Diakonissen in Stade, von denen jedoch 6 bereits zu den Feierabendschwwestern zählten. Leider bleibt unklar, auf welches Jahr genau sich die genannte Zahl bezieht. Siehe Hildegard SEIDEL: Die Schwestern des Mutterhauses – ihr Weg in Göttingen-Weende, in: 25 Jahre Diakonissenmutterhaus Ariel in Göttingen-Weende, hg. vom Diakonissenmutterhaus Ariel, Göttingen 1976, S. 20–24.
- <sup>37</sup> Auch zu der Frage einer möglichst geschlossenen Neuansiedlung der Galiziendeutschen (z.B. in der urbar gemachten Lüneburger Heide) bezieht Theodor Zöckler Stellung. 1946 finden die ersten Kommunalwahlen nach dem Kriege in Niedersachsen statt. Theodor Zöckler, aus CDU-Kreisen auf eine Wahlempfehlung an die Galiziendeutschen hin angesprochen, fordert jedoch im Gegenzug nichts Geringeres als ein Ja zu einer Bodenreform zugunsten seiner Galizier. (Schreiben vom 24.4.1946)
- <sup>38</sup> Lillie Zöckler (wie Anm. 1), S. 147–152. – Sein Grabkreuz trägt wieder das bekannte Motto „Gott hört Gebet“. – Als peinlich erweist sich, dass an dem Tage der Trauerfeier in Stade (aufgrund eines Missverständnisses?) kein Vertreter der hannoverschen Kirchenleitung anwesend ist.
- <sup>39</sup> Protokollbuch Ariel (wie Anm. 32), Protokoll der Mitgliederversammlung vom 15.11.1949.
- <sup>40</sup> Eine sorgfältig angefertigte Mappe mit werbenden Texten und guten Fotos, vermutlich als Unterlage für mögliche Unterstützer gedacht, ist noch vorhanden.
- <sup>41</sup> Brief von Sup. Johannes Schulze an Pastor Martin Zöckler vom 27.1.1951.
- <sup>42</sup> Vgl. Hans WIESENFELDT: Aus der Göttingens Kirchengeschichte, Teil VI: Die Initiatoren bei Gründung und Arbeit des Ev. Krankenhauses, S. 46–49
- <sup>43</sup> Es dauert dann allerdings noch bis zum November 1957, bis die Übernahme von Martin Zöckler in den Pfarrdienst der Hannoverschen Landeskirche tatsächlich erfolgt. Martin Zöckler wird laut Bestellsurkunde vom 11. November 1957 zum landeskirchlichen Gemeindepfarrer mit dem Auftrag der Krankenhauseelsorge in Weende und der Mitarbeit im kirchlichen Unterricht ernannt. Die Verzögerung erklärt sich, zumindest teilweise, aus dem Interesse der im Aufbau begriffenen Bundeswehr an dem ehemaligen Kasernengelände, das sich nach wie vor im Besitz der Bundesrepublik Deutschland befindet.
- <sup>44</sup> Oberin Hildegard Seidel wird 25 Jahre später im Rückblick auf den Aufbruch aus Stade schreiben: „War es auch nicht leicht, in sechs Jahren gewachsene Beziehungen zu lösen und in fremder Umgebung neu zu beginnen, so überwog doch die Freude auf das Mutterhaus. War es nicht ein Geschenk Gottes und darum der Weg von Stade nach Göttingen der von Gott gewollte Weg für uns? Wir sahen es so.“ Siehe Hildegard Seidel (wie Anm. 36), S. 20–24 (Zitat S. 21)

- <sup>45</sup> Der an Martin Zöckler gerichtete Brief datiert auf den 10. 02. 1951.
- <sup>46</sup> Mit der Gründung von Verbandsschwesternschaften unter dem Dach des Kaiserswerther Verbandes der Diakonissenmutterhäuser war es gelungen, im 3. Reich auch jene Schwestern, die keine Diakonissen werden wollten, dem Zugriff des nationalsozialistischen Staates zu entziehen. – Siehe Ruth Felgentreff (wie Anm. 33), S. 103–110.
- <sup>47</sup> Siehe Hildegard Seidel (wie Anm. 36), S. 21.
- <sup>48</sup> Maria ANKERMANN und Hans-Martin BRANDT: Chronik Evangelisches Krankenhaus Göttingen-Weende, Göttingen 1995, S. 73–75.  
Klaus von EICKSTEDT: Die Entsehungsgeschichte des Evangelischen Krankenhauses Göttingen Weende, in der Festschrift „10 Jahre Evangelisches Krankenhaus in Göttingen-Weende“, Göttingen o.J. (1960);  
Die Existenz noch weiterer und kleinerer privaten Kliniken in Göttingen wie „Neu-Bethlehem“ und „Neu-Mariahilf“ haben nach den mir bekannten Unterlagen in diesem Zusammenhang offenbar keine Rolle gespielt. Siehe: Gerhard ECKHARDT: Vom Siechenhaus zum Klinikum. Göttingens Gesundheitswesen im Wandel der Zeit, Göttingen 2008.
- <sup>49</sup> Jürgen GÜCKEL: 60 Jahre Lager Friedland. Zeitzeugen berichten, erweiterter Sonderdruck der im „Göttinger Tageblatt“ erschienenen Serie gleichen Namens, Göttingen 2005.
- <sup>50</sup> 6.000 DM kamen dadurch zusammen, weitere 6.000 DM steuerten das Kuratorium Friedland und Superintendent Hans Wiesenfeldt bei. Letztendlich wird dann der ursprüngliche Finanzierungsplan doch wieder reaktiviert.
- <sup>51</sup> Siehe die Zeittafel in „Chronik Ev. Krankenhaus“ (wie Anm. 48), S. 73–75.
- <sup>52</sup> Weder Kurt Eichstädt in der Vorstandssitzung vom 16. 2. 1951 noch der Bericht einer kleinen Delegation des Mutterhauses (Oberschwester Leni Zöckler, Schwester Lotte von Unruh, Pastor Zöckler mit Frau) in Göttingen geht auf die tatsächlich gegebenen Bedingungen für die täglich zu leistende Arbeit ein.
- <sup>53</sup> Diakonisse Dorothea TRUTE: „Helfen und Heilen“ Teil II. 1933–1993, in: Aus der Geschichte des Diakonissenmutterhauses Ariel (Zöcklersche Anstalten) in Göttingen-Weende. Den Weggefährten und Förderern des Mutterhauses als Ergänzung (o.J.), S. 1–19 (Zitat S. 13).
- <sup>54</sup> Diakonisse Lotte VON UNRUH: Die Krankenhausarbeit der Schwestern in 25 Jahren, in: 25 Jahre Diakonissenmutterhaus Ariel (wie Anm. 36), S. 17–20.
- <sup>55</sup> Die Leitungsfunktionen des Diakonissenmutterhauses, zählt man noch Martin Zöckler als Anstalts-Geistlichen mit hinzu, bleiben also auch in der zweiten Generation in der Familie.
- <sup>56</sup> Pastor Eichstädt aus Bromberg, der die Leitung des Vereins noch in Wolfshagen übernommen hatte, war mittlerweile Vorsteher im Diakonissenmutterhaus Bremen geworden.
- <sup>57</sup> Protokoll der Mitgliederversammlung vom 26. 2. 1952.
- <sup>58</sup> Diakonisse Wilfriede ENGELMANN: Die Entwicklung der Krankenpflegeschule von 1951 bis 1976, in: 25 Jahre Diakonissenmutterhaus Ariel (wie Anm. 36), S. 10–14.
- <sup>59</sup> Ein farbiges Bild von der Gestaltung des Schulalltags gemäß den Vorstellungen jener Zeit gibt wiederum Diakonisse Lotte VON UNRUH Unsere Pflegevorschule: 1951–1974, in: Diakonissenmutterhaus Ariel (wie Anm. 36), S. 14–17.
- <sup>60</sup> Von diesem Projekt erfahren wir erstmals aus einem Antwortschreiben von Pfarrer Kurt Eichstädt, nunmehr in Bremen, an Pastor Martin Zöckler vom 9. 7. 1958.
- <sup>61</sup> Protokoll der Vorstandssitzung vom 9. 9. 1964, Punkt 1.
- <sup>62</sup> „Werden wir in Zukunft noch wie bisher mit je 3 Neueintritten von Diakonissen in einem 5-Jahres-Intervall rechnen können?“ schreibt Martin Zöckler besorgt am 6. November 1965 in einem Begleitbrief, den er der Einladung an den Landessuperintendent Stark zur nächsten Vorstandssitzung beilegt.
- <sup>63</sup> Zu der theologischen Konferenz vom 23.–25. 2. 1968 in Freudenstadt und ihrer Bedeutung als Impulsgeberin für die Weiterentwicklung der Mutterhaus-Diakonie im Kaiserswerther Verband. Siehe: Günther FREYTAG: Unterwegs zur Eigenständigkeit. Von den „freien Hilfen“ zur „Diakonischen Schwesternschaft“, Gemeinschaft evangelischer Frauen und Männer im Kaiserswerther Verband deutscher Diakonissenmutterhäuser e.V., Gütersloh 1998, besonders S. 86–91. – Ferner: Ruth Felgentreff (wie Anm. 33), besonders S. 146–153.
- <sup>64</sup> Der Kaiserswerther Verband hatte im übrigen auch erhebliche Lockerungen für die Dienst- und Lebensordnung der einzelnen Diakonisse angeregt, resp. zur Diskussion gestellt (Fragen zur Ehelosigkeit, zum Tragen der Diakonissentracht, zur Vergütung des Diakonissendienstes, zur individuellen Altersversorgung u.a.m.).  
Sogar Musterblätter für Fragebögen wurden verschickt, um damit ein Meinungsbild der Wünsche und Vorstellungen der Diakonissen selbst zu erheben. Ein solches Musterblatt ist in Weende im Zusammenhang mit dem Sitzungsprotokoll erhalten geblieben. Anzeichen, dass davon Gebrauch gemacht worden ist, liegen nicht vor.
- <sup>65</sup> Über diese Zusammenkunft berichtet ein erhalten gebliebener „Versuch eines Protokolls über das Gespräch am 16. 9. 1970“. Wahrscheinlich handelt es sich dabei um ein Gedächtnis-Protokoll. Das Papier ist nicht unterzeichnet, jedoch spricht einiges dafür, dass es von Martin Zöckler stammt.
- <sup>66</sup> Vorstandsprotokoll vom 1. 11. 1982.
- <sup>67</sup> Nach einer handschriftlichen Notiz ist das Papier am 27. 1. 1977 in Weende eingegangen. Für den Vorschlag zeichnet Herr Beutel, Finanzfachmann und Wirtschaftsprüfer im Diakonischen Werk in Hannover, verantwortlich. Eine auf den 1. 6. 1976 datierte „Aufstellung der Versorgungsbezüge für Diakonissen“ ist beigegeben. Ihr dürften wohl auch die statistischen Zahlen entnommen sein, von denen der Vorschlag des Diakonischen Werkes Hannover ausgeht.
- <sup>68</sup> Dorothea Trute (wie Anm. 53), S. 18 und 19.
- <sup>69</sup> Die Jahresberichte wurden zunächst als Hefte, später auch nur noch als einfache Briefe und mit wachsenden zeitlichen Lücken von 1951 bis 1973 jeweils am Jahresende verschickt.
- <sup>70</sup> Martin ZÖCKLER: Jahresbericht 1951, S. 5.
- <sup>71</sup> Martin Zöckler (wie Anm. 2), S. 4. – Der Bildvergleich vom Weinstock und den Reben stammt aus dem Johannesevangelium, Kap. 15, V. 5. Derselbe Bibelspruch lag schon der Rede zugrunde, die 1896 am Tag der Einweihung des Kinderheimes in Stanislaw gehalten wurde. Als grafisch gestaltetes Logo kehrt der Vergleich in der Gestalt eines von Früchten umgebenen griechischen Kreuzes auf der Titelseite dieses und vieler weiterer Jahresberichte wieder. Und eine der Schwestern des Mutterhauses hatte dieses Motiv sogar auf das Antependium des

Altars im Weender Kirchensaal gestickt.

<sup>72</sup> Sophie JAKI: Jahresbericht 1951, S. 10–12. – Bei dem erwähnten Gemälde hat es sich um ein Epitaph aus dem Besitz der Familie von Alvensleben gehandelt. Das leihweise zur Verfügung gestellte Objekt wird, als der Kirchensaal ins Erdgeschoss verlegt wird, von den Eigentümern zurück erbeten.

<sup>73</sup> Vgl. 1. Mose 24, V. 21.

<sup>74</sup> Zur Arbeit des Göttinger Gustav-Adolf-Vereins vgl. Hans WIESENFELDT: Sammlung aus Göttingens Kirchengeschichte, Teil V, S. 127–130 (maschinenschriftliches Manuskript).

<sup>75</sup> Vgl. S. 22.

<sup>76</sup> Landessuperintendent Rudolf Detering, Hildesheim (1955 gewählt); Landessuperintendent Lothar Stark, Hildesheim (1960); Superintendent Paul Gerhard Fritz, Göttingen (1981 gewählt).

<sup>77</sup> Jahresbericht 1951, S.13.

<sup>78</sup> Wenn jedoch heute noch, mehr als 30 Jahre später, in einer Männerrunde die Rede auf den Pflegeservice einzelner Göttinger Krankenhäuser kommt und sich einer der Gesprächsteilnehmer noch immer an die Aufmerksamkeit und die Zuwendung erinnern kann, die ihn die Diakonissen im Ev. Krankenhaus Göttingen-Weende haben erleben lassen, so darf das doch sicherlich auch als ein Indiz für eine gute Ausstrahlung dieses Diakonissen-Mutterhauses begriffen werden.

<sup>79</sup> Martin Zöckler: Aus der Geschichte des Mutterhauses, 36, in: Hans Wiesenfeldt (wie Anm. 42), Teil IV, Spezialpfarrämter.



## LEBENS LAUF

### MARTIN KONRAD ZÖCKLER <sup>1</sup>

<p>geb. am 10.09.1911</p> <p>24.08.1937</p> <p><b>Kinder</b></p> <p>1938</p> <p>1939</p> <p>1942</p> <p>1946</p> <p><b>Schulbesuch:</b></p> <p>06.1929</p> <p><b>Studium der Theologie</b></p> <p>1929 – 1931</p> <p>WS 1931/ 32</p> <p>1932 – 1934</p> <p>02.1934</p> <p><b>Weiterer Ausbildungsweg</b></p> <p>5 Monate</p> <p>2 Jahre</p> <p>22.11.1936</p> <p><b>Pfarramtliche Tätigkeit vor dem Dienst in Göttingen</b></p> <p>1936 – 12.1939</p> <p>12.1939 – 09.1940</p>	<p>in Stanislau / Galizien als 6. und jüngstes Kind von Theodor und Lillie Zöckler</p> <p>Heirat mit Dorothea Therese Diestelkamp in Hohensalza (Inowroclaw / Polen) <sup>2</sup></p> <p>Hanstheodor Zöckler</p> <p>Tilman Zöckler</p> <p>Christofer Zöckler</p> <p>Reinhard Zöckler</p> <p>Evangelische Privatvolksschule mit deutscher Unterrichtssprache in Stanislau</p> <p>Evangelisches Privatgymnasium mit deutscher Unterrichtssprache in Stanislau</p> <p>Reifeprüfung in Stanislau</p> <p>4 Semester in Tübingen</p> <p>1 Semester in Breslau</p> <p>4 Semester in Erlangen</p> <p>besonders beeindruckt von den theologischen Lehrern Karl Heim, Paul Althaus</p> <p>Fakultätsexamen in Erlangen</p> <p>im Kandidatenkonvikt in Bethel</p> <p>Lehrvikariat in Stanislau</p> <p>Ordination in Stanislau</p> <p>Pastor in den Evang. Anstalten und der Kirchengemeinde in Stanislau</p> <p>in Umsiedlungslagern als Pastor eingesetzt</p>	<p>09.1940 – 01.1945</p> <p>08.1943 – 08.1944</p> <p>16.11.1945</p> <p>09.1945</p> <p>bis 09.1951</p> <p>01.10.1951</p> <p>ab 01.10.1951– 12.1977</p> <p>16.11.1957</p> <p>Seit 1952</p> <p>ab dem 01.1978</p> <p>gestorben am</p> <p>11.01.1988</p>	<p>Pastor in Großelsingen, Kr. Wirsitz / Westpreußen und Anstaltspfarrer im Diakonissenmutterhaus Ariel in Wolfshagen</p> <p>Soldat bis zur Verwundung, anschließend 1 Jahr im Lazarett</p> <p>landeskirchliche Beauftragung mit der Krankenhaus-Seelsorge in Stade</p> <p>Krankenhauspfarrer in Stade und Mutterhauspfarrer, zugleich Leiter des Flüchtlingsheimes für alte und behinderte Menschen in Gut Hahle bei Stade, das als Einrichtung der Zöcklerschen Anstalten gegründet wurde</p> <p>Beauftragung mit der Krankenhaus-Seelsorge in Weende</p> <p>Krankenhauseelsorger in der Kirchengemeinde Weende und in der Diakonie (Ev. Krankenhaus Göttingen-Weende).</p> <p>Zugleich Vorsteher des Diakonissenmutterhauses Ariel/Zöcklersche Anstalten</p> <p>mit gleichem Auftrag zum Pfarrer der Hann. Landeskirche ernannt</p> <p>Tätigkeit in der Zweiggruppe Göttingen des Gustav-Adolf-Werkes, des weiteren: Mitarbeit im Hilfskomitee der Galiziendeutschen und im Konvent der zerstreuten Evang. Ostkirchen in der Landeskirche Hannover</p> <p>Eintritt in den Ruhestand</p> <p>weiterer ehrenamtlicher Dienst im Diakonissenmutterhaus</p> <p>beerdigt auf dem alten Friedhof bei der St.-Petri-Kirche in Göttingen Weende</p> <p>Zusammenstellung: Dr. Reinhard Lieske, nach: Heiko Swart, Ahnenliste Zöckler (o.S.) Hans Wiesenfeldt, Sammlung aus Göttingens Kirchengeschichte 1925 – 1977. Teil VIII, Quellenband. Personalien der Pastoren (Auskünfte Martin Zöcklers zu einem Lebenslauf an Hand eines vorgegebenen Fragebogens); Dankschreiben der Ev.-Luth. Landeskirche Hannovers vom 18. Januar 1979 anlässlich seiner Versetzung in den Ruhestand.</p>
--	--	--	--

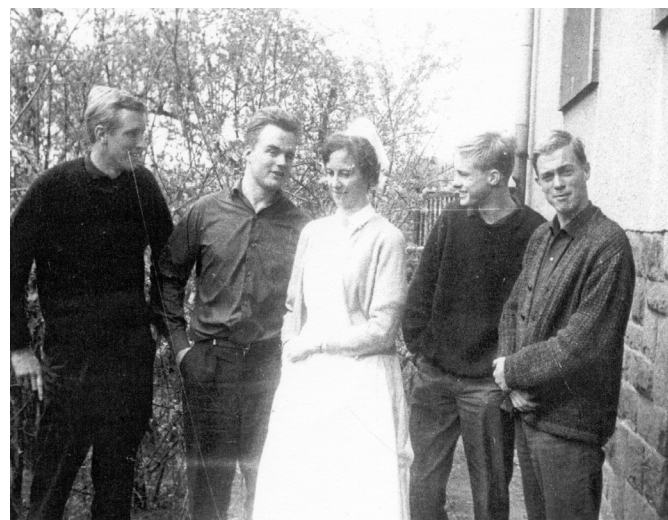
Ein persönliches Wort:  
**Martin Zöckler, die Diakonissen und wir Söhne**

gestatten Sie mir ein persönliches Wort zu meinem Vater Martin Zöckler zu seinem 100. Geburtstag. Erst nachträglich wird mir das Ausmaß seiner Belastung in vollem Umfang bewusst. Nicht nur, dass ihm die Folgen einer Kriegsverletzung physisch zusetzten, er litt vor allem unter der von ihm stark empfundenen Stagnation des von seinem charismatischen Vater übernommenen Werkes. Dabei war er als pastoraler Leiter der Diakonissenschaft und als Krankenhausseelsorger hoch geschätzt und beliebt. In seiner Bereitschaft zuzuhören und sich den Sorgen und Nöten der Patienten sowie „seiner“ Schwestern zu öffnen, ging er oft an die Grenze der Belastbarkeit. Die Betreuung der Patienten durch „die Diakonissen und ihren Pastor“ festigte den guten Ruf des Krankenhauses weit über den engeren Einzugsbereich hinaus. Dennoch wurde er von seinen Zeitgenossen wahrlich nicht als Siegertyp wahrgenommen. Ihm stand die Sorge um den Niedergang des Werkes seiner Eltern förmlich ins Gesicht geschrieben.

Meine drei Brüder und ich (die 4 Pastorensöhne, die in dem Diakonissenhaus aufwuchsen) haben uns nur wenig um diese Spannungsfelder gekümmert. Wir haben uns dort – räumlich unbeengt – unter den Diakonissen und ungeachtet des Krankenhausbetriebs wohlgefühlt. Zusammen mit den drei Großeltern (Witwe Lillie Zöckler = Oma; Superintendent i.R. Johannes Diestelkamp und Ehefrau Therese = Opi und Omi), Oberin Leni Zöckler (Tante Leni), meiner Patentante Diakonisse Sophie Jaki, der „Freundin der Familie“ Schwester Elisabeth Hoyer (die heute noch hier lebt und mit uns feiert) und den ständigen Besuchen der zahlreichen Geschwister meiner Eltern und deren Nachkommen bildete unsere Familie so etwas wie einen „Clan“ in der Diakonissengemeinschaft.

Deren beginnende Stagnation und zahlenmäßiger Niedergang hat uns Kinder nicht belastet, wir haben es quasi als Naturgesetz begriffen: Diakonissen passen nicht mehr in die moderne Zeit – so dachten wir. Wir haben uns nicht näher damit auseinandergesetzt und unseren Vater mit seinen Sorgen allein gelassen.

Anders unsere Mutter Dorothea Zöckler, geb. Diestelkamp. Sie hatte unter den Sorgen ihres Mannes zu leiden: So gerne hätte sie ihn aufgemuntert – und konnte es so oft nicht. Sie selbst verbat sich den „Luxus“, ihre Zeit mit Sich-Sorgen-Machen zu verbringen. Sie half im Mutterhaus bei vielen praktischen und sozialen Fragen des Alltags und der Feiertage. Und im übrigen hatte sie es ganz gut drauf, „ihre 5 Männer“ tagtäglich in Trab zu bringen, was wiederum sie ständig in Trab hielt!



**Elisabeth Hoyer und die Zöckler-Buben**

Wir Söhne haben im Mutterhaus also eine glückliche Kindheit verlebt. Sicher hätten wir uns als Kinder gerne einen „starken Vater“ gewünscht, der stolz auf sein Werk blicken kann, und nicht einen kriegsversehrten, sorgenzerfurchten „Verlierer“. Immerhin empfanden wir dankbar, dass er uns mit seinen Sorgen nicht zu belasten suchte, dass er uns vielmehr als liebender Vater die Freiheit (und die finanziellen Mittel) gab, unsere eigenen Wege zu gehen. Und das taten wir auch. So sahen wir nicht mehr, wie im Niedergang die Kräfte geweckt wurden, das Neue zu wagen. Was Theodor und Lillie Zöckler Ende des 19. Jahrhunderts die Kraft gab, die sich vor ihnen auftürmenden Aufgaben in Angriff zu nehmen, das trieb 100 Jahre später auch die an, die ausgehend von den Resten der diakonischen Schwesternschaft die Transformation in das Hospiz schafften. Der Name des Hospizes ist also zu Recht mit der Bezeichnung „Zöcklersche Anstalten“ verbunden. Unser Vater hat dies leider nicht mehr erleben können.

#### **Versuch einer Abbitte**

Angesichts dessen, was heute aus den alten „Zöcklerschen Anstalten“ erwachsen ist, möchte ich meinem Vater gerne Abbitte tun. Ähnlich verhält es sich mit der Arbeit meiner Großeltern Zöckler: Auch diese vermochte ich erst verspätet richtig zu würdigen, seit ich nach der „Wende“ mehrmals in Stanislau auf dem Boden und in den Häusern der 100 Jahre zuvor ins Große gewachsenen Anstalten stand und mir ein realistisches Bild davon machen konnte, wie hier die Situation der auslandsdeutschen Siedler in Osteuropa und die karitative Arbeit der evangelischen Kirche aufeinander getroffen

waren und ein Kapitel deutscher Geschichte geschrieben haben, das in Gefahr ist, vergessen zu werden. Ich nahm mir vor, soweit es in meiner Kraft steht, das Andenken daran zu wahren, und das schließt – so sehe ich heute deutlich – auch das Wirken unseres Vaters (natürlich auch unserer Mutter und ihrer Familie als integrativem Bestandteil der Mutterhausbewohnerschaft) ein.

**Christofer Zöckler**

Archiv Diakonissenmutterhaus Göttingen: 13, 22, 27, 28, 38

Evangelisches Krankenhaus Göttingen - Weende: 10, Rückseite

Fliedner - Kulturstiftung Kaiserwerth: 12

Kirchenkreis Göttingen: 6

Dr. Reinhard Lieske: 16

Evangelischer Sprengel Hildesheim - Göttingen: 5

Privat: 7, 9, 11, 50